

# ∞ DaF-Szene Korea ∞

# Heimat ?



## ... im DaF-Unterricht

Herausgegeben vom

Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V. / Berlin)

und der Lektoren-Vereinigung Korea (LVK / Seoul)



**Nr. 36, Dezember 2012**

DaF-Szene Korea  
Nr. 36

„Heimat im DaF-Unterricht“

herausgegeben von



**FREUNDES- UND ARBEITSKREIS  
DER LEKTOREN-VEREINIGUNG KOREA  
FALK E. V.**

---

und



Berlin & Seoul, Dezember 2012

Abdruck, auch in Auszügen, nur mit Genehmigung der Autoren

ISSN 1860-4463

# Inhaltsverzeichnis

<i>Michael Menke, Marcus Stein</i>	Vorwort	... 5
--	---------	-------

## **Heimat im DaF-Unterricht**

<i>Marcus Stein</i>	Versuch über Heimat als Thema im DaF-Unterricht	... 6
<i>Reinhold Rauh</i>	Edgar Reitz' <i>Heimat</i>	... 13
<i>Tina Stubenrauch, Josefin Güldner</i>	Regionalkrimis als Schlüssel zum deutschen Heimatbegriff	... 18
<i>Sandra Linn</i>	Kaffee-Prinzen – der Versuch einer Verortung Seouls	... 23
<i>Michael Menke</i>	Heimatessen	... 30
<i>Nils Reschke</i>	Heimat in Zeiten der Globalisierung – Kurzbericht zum Filmworkshop mit Sung-Hyung Cho in Busan	... 39

## **Forum**

<i>Dirk Schlottmann</i>	E-Learning und Facebook. Zwischenbilanz zum Facebookprojekt „Spielplatz Deutsch“.	... 41
<i>Kwang-Sook Lie</i>	Education of foreign languages in the late Chosun Dynasty (1883-1911)	... 48
<i>Frank Kostrzewa</i>	Modalwörter in der Interlanguage koreanischer Deutschlerner	... 50
<i>Frank Kostrzewa</i>	Versprecher als Forschungsgegenstand	... 59
<i>W. Günther Rohr</i>	Martin Grzimek zu Gast in Korea	... 61

## **Die literarische Ecke**

<i>Iris Brose</i>	Hat sie das tatsächlich gerade gesagt? Lena Gorelik, Lieber Mischa – Du bist ein Jude	... 71
<i>Michael Paulus</i>	Die Kunst der Integration Lena Gorelik, Sie können aber gut Deutsch	... 73
<i>W. Günther Rohr</i>	Eigentlich will sie nur davonkommen! Angelika Klüssendorf, Das Mädchen	... 76
<i>Andreas Wistoff</i>	Die Individualutopie eines verklemmten Gerne- groß - Christian Kracht, Imperium	... 79
<i>Christoph Seifener</i>	So erzählen, dass die Zeit stehen bleibt Peter Kureck, Vorabend	... 82
<i>Simon Wagenschütz</i>	Es ist, was es ist Thomas Melle, Sickster	... 84
<i>Friedhelm Bertulies</i>	Sie sagte das auf Deutsch und lachte Marlene Streeruwitz, Die Schmerzmacherin.	... 89
<i>W. Günther Rohr</i>	Tore im Kopf öffnen - Michel Ewert, Renate Riedner, Simone Schiedermaier (Hg.), Deutsch als Fremdsprache und Literaturwissenschaft. Zugriffe, Themenfelder, Perspektiven	... 92
<i>Thomas Kuklinski- Rhee</i>	Der Fluch der Publikation: Publish and Perish Hee Hyun, DaF-Unterricht in Korea. Ein Beitrag zum interkulturellen Lernen	... 95

## **Seminare, Tagungen**

<i>IDT</i>	Tagung des Internationalen Deutschlehrerver- bands in Bozen / Südtirol	...100
<i>LVK</i>	Lektorentreffen und LVK-Seminar, Programm	...101

## **Diverses**

Autorenverzeichnis	...102
Kontakte	...104
Impressum	...105



# Vorwort

*Michael Menke, Marcus Stein*

In der *DaF-Szene Korea 35* und auch auf dem letzten Lektorentreffen gab es bereits Informationen und Hinweise zum Thema Heimatfilm, die dann im September in einem DAAD-Workshop mit der koreanischen Regisseurin Cho Sung-Hyung vertieft wurden.

Der Begriff Heimat bezeichnet eine Beziehung zwischen Mensch und Raum. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird er auf den Ort angewendet, an dem ein Mensch geboren wird und in dem die frühesten Sozialisationserlebnisse stattfinden, die zunächst Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und Weltauffassungen prägen (Quelle: Wikipedia).

Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm wurde Heimat 1877 erstens definiert als „das land oder auch nur der landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden aufenthalt hat“, zweitens als „der geburtsort oder ständige wohnort“; an dritter Stelle wurde hinzugefügt: „Selbst das elterliche haus und besitzthum heiszt so, in Baiern.“

Das Wort Heimat hat viele verwandte Wörter wie Heim oder Heimweh, Wortverbindungen wie Heimatvertriebener, heimatlos, Heimatland, Heimatstadt, Wahlheimat, Heimatliebe, Heimatschriftsteller oder Heimatrecht, letzteres ein Rechtsbegriff aus der Schweiz.

Heimat kann als eine heile Welt gesehen werden, in der Realität oder nur in der Erinnerung, oder Heimat ist (so Herbert Grönemeyer) „kein Ort, Heimat ist ein Gefühl“. Sie kann ein Ort sein, den man verlassen will oder muss, dann hat man Heimweh. Menschen können auch abseits des Ortes oder der Region, wo sie geboren wurden und aufgewachsen sind, „heimisch werden“. Der lateinische Spruch: „Ubi bene, ibi patria.“ („Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland/meine Heimat.“) drückt dies aus.

Heimat gibt es eigentlich nur im Singular, dennoch haben heute viele Menschen, nicht nur Lektoren oder Studenten, eine erste, zweite oder gar dritte Heimat.

Um das Thema "Heimat" kreisen nicht nur Filme und Texte verschiedenster Art, es spielt auch in vielen DaF-Lehrbüchern eine Rolle, sei es als Lektions-Haupt- oder Randthema. Für unsere Unterrichtsarbeit von Belang ist dabei natürlich besonders der koreanisch-deutsche Vergleich der Begriffe von *Heimat* im Allgemeinen, ebenso wie spezifisch bezogen auf ihre Aspekte und Dimensionen zu reflektierenden, quer zu klassischen DaF-Lehrbuchthemen wie "Jugend", "Wohnen", "Familie", "Erinnerungen an vergangene Erlebnisse und Lebensphasen", „Migration“ oder "Zeitgeschichte" u.a.

Unser Titelbild mag auf den westlichen Betrachter „heimisch“ wirken, es wurde aber aufgenommen in Korea, am Hotel Tirol im Muju-Resort.

# Versuch über Heimat als Thema im DaF-Unterricht

Marcus Stein

*Teil I: Vorüberlegungen zur Frage der  
Behandlung von „Heimat“ im Unterricht  
Deutsch als Fremdsprache<sup>1</sup>*

„Heimat“ im Unterricht Deutsch als Fremdsprache zu thematisieren liegt nahe, denn ein beträchtlicher Teil derer, die Deutsch als Fremdsprache lernen, tut das mit dem Ziel, zumindest für eine geraume Zeit seine Heimat zu verlassen, um im deutschsprachigen Raum zu leben und sich damit einer Erfahrung auszusetzen, die sich ebenso als reich an persönlichen Gewinnen und Entfaltungsmöglichkeiten erweisen kann wie sie gleichzeitig Erlebnisse der Entbehrung oder gar des Verlusts bereithält, die nicht selten existenzielle Dimensionen annehmen. Von einem Fremdsprachenunterricht, der sich als ‚lernerorientiert‘ versteht in dem Sinn, dass er an Bedürfnissen und Erfahrungen der Lernenden anzuknüpfen verspricht, sollte man erwarten, dass die Thematisierung des eigenen, derart in Bewegung geratenden Verhältnisses zur geographischen, sozialen und kulturellen Herkunft eine Selbstverständlichkeit darstellt ebenso wie die Auseinandersetzung mit der Frage, in was für ein Verhältnis der Einzelne sich setzt zu einem ihm neu zuwachsenden oder von ihm einzunehmenden Umfeld, und wie er

sich ihm an- oder womöglich gerade in der Begegnung auch abverwandelt.

So betrachtet, ist es zumindest auffällig, dass sich das Thema Heimat bisher offenbar nicht als Standard in den einschlägigen Lehrwerken etablieren können: Die Durchsicht einer (zufälligen) Auswahl von gängigen Lehrwerken für den Grundstufen- ebenso wie für den Mittelstufenbereich ergab nur zwei eindeutige „Treffer“: Das Lehrwerk *Schritte* enthält im abschließenden sechsten Band in der letzten Lektion (L. 14, S. 68-77) mit dem Titel *Zuhause in der Welt* auch einen Abschnitt, der explizit den Begriff „Heimat“ im Titel führt (L. 14, Abschn. D: *über Heimat sprechen*, S. 75). Außerdem thematisiert das Mittelstufenlehrwerk *Aspekte* in seinem zweiten Band das Thema Heimat: Hier ist sogar die gesamte erste Lektion mit dem Titel *Heimat ist ...* überschrieben (*Aspekte 2*, Lehrbuch, S. 8-23).

Selbstverständlich gehören einzelne Aspekte dessen, was unter dem thematischen Stichwort Heimat u. a. auch abzuhandeln ist – und folgerichtig in den beiden genannten Lehrwerkeinheiten ebenfalls berücksichtigt wird – sehr wohl zum Kanon der Lehrwerkthemen im Bereich der DaF-Lehre: Migrant\*innenbiographien, Fremdheitserfahrungen und Diskriminierungserlebnisse im Zielland Deutschland, die politische und soziale Situation von Migrant\*innen, gelegentlich auch die Auswanderung von Deutschen in andere Länder der Welt, seit längerem auch Fragen der kulturellen Differenz, insbesondere in der Zuspitzung auf

---

<sup>1</sup> Im vorliegenden ersten Teil dieser umfangreichen Studie wird der Begriff Heimat zunächst begriffskritisch aufgearbeitet. Der im nächsten Heft zum Abdruck kommende zweite Teil soll dann vorliegende Beispiele der Behandlung des Themas in DaF-Lehrwerken untersuchen und davon ausgehend Prinzipien für ein alternatives Vorgehen formulieren.

die Kulturspezifität von Werten, Normen und Handlungsorientierungen sowie durch den Kontakt unterschiedlicher Kulturen hervorgerufene Orientierungsprobleme und handfeste Missverständnisse – all dies sind durchaus gängige Themen. Hinzu kommt, dass es für viele Unterrichtspraktiker – nicht erst seitdem Interkulturelle Didaktik und Landeskunde begannen, für einige Zeit die Fachdiskussionen zu dominieren – immer eine Selbstverständlichkeit war, bei der Behandlung virtuell aller Themen des Fremdsprachenunterrichts der Perspektive der Lernenden auch dadurch Rechnung zu tragen, dass – besonders wo der Unterricht im Zielland stattfindet und somit authentische Fremdheitserfahrungen eingebracht werden können – beständig Vergleiche angeregt werden zwischen Verhältnissen in – jeweils relevanten – Teilen des deutschsprachigen Raums und solchen, die die Lernenden aus ihrer „Heimat“ kennen sowie über die Schwierigkeiten ebenso die Gewinne, die es ihnen bereitet, den Boden der Selbstverständlichkeiten, die ihnen ihre bisherige Lebenswelt bereitete, verlassen zu haben und nun neben neuen Orientierungen bis zu einem gewissen Grade auch neue Loyalitäten aufbauen zu müssen, so dass das Fremde zu Vertrautem wird, und das Angeeignete Sinn zeugt.

Die oben gestellte Frage, wie es – gerade angesichts der herrschenden Praxis der thematischen Ausrichtung des DaF-Unterrichts – sein kann, dass der Begriff „Heimat“ explizit in der Tat vielleicht erstmals in dem genannten, im Jahr 2006 in der ersten Auflage erschienenen Lehrwerk *Schritte 6* thematisiert wird, hängt denn auch wohl am ehesten damit zusammen, dass der Begriff wie so viele andere spätestens während der NS-Zeit eine spezifisch ideologische Aufladung erhalten hat, die bis heute nachwirkt. Zur Zeit der Romantik noch mit fortschrittlichen Konnotationen vorgetragen als Ausdruck der Loyalität zu einer als naturverbunden vorgestellten und daher durch Auswüchse von Macht- und Besitzstreben ebenso wie

durch die bereits erkennbaren sozialen Verwerfungen in der Folge der frühen Industrialisierungsprozesse noch unbeschädigten, von ‚Kindlichkeit‘ und ‚Reinheit‘ geprägten Lebenswelt, gleichzeitig aber auch politisch ausgerichtet gegen die Herrschaft des Feudaladels und der regionalen Monarchen ebenso wie die der napoleonischen Besetzer, geriet der Begriff besonders nach der Reichsgründung von 1871 immer stärker in den Sog völkisch-rechtspopulistischer agierender Strömungen, bis er schließlich während der NS-Zeit eine explizit völkisch-rassistische Deutung erhielt. Aus diesem Grunde nach dem Zweiten Weltkrieg vom politischen und gesellschaftlichen Mainstream gemieden, blieb er jedoch in einem ebenfalls völkischen, wenn auch nicht mehr explizit rassistisch akzentuierten, so doch historisch sträflich einseitigen Verständnis im politisch-gesellschaftlichen Diskurs präsent durch die zu recht umstrittenen politischen Umtriebe der Vertriebenenverbände, die in der *Charta der deutschen Heimatvertriebenen* vom 5. 8. 1950 ein völkerrechtlich äußerst zweifelhaftes, gottgegebenes „Recht auf Heimat“ postulierten und damit bis heute für Irritationen und Ängste bei den betroffenen Nachbarn Deutschlands sorgen. Erst die historische Distanz zu und eine politisch von den Eliten mitgetragene Auseinandersetzung mit den brutalen und ungeheuerlichen Verheerungen, die Deutschland unter der Ägide der Nationalsozialisten über Europa, die Welt und damit schließlich auch über sich selbst brachte, scheint das Thema „Heimat“ allmählich überhaupt erst wieder diskursfähig zu machen. Die Vertriebenenproblematik sorgt zwar immer noch gelegentlich für Zündstoff, wie die anhaltenden Diskussionen um die Ausstellungen „Erzwungene Wege“ (2006), „Die Gerufenen“ (2009) und „Angekommen“ (2011) zeigen, die von der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen unter ihrer Vorsitzenden Erika Steinbach, auch Vorsitzende des konservativ-reaktionären Bundes der Vertriebenen, konzipiert und kuratiert wurden und die im

Frühjahr 2012 noch einmal zusammengefasst gezeigt wurden unter dem Titel „HeimatWEH. Eine Trilogie“. Gegen alle Befürchtungen brachten diese Ausstellungen jedoch eine relativ ausgewogene und historisch informierte Darstellung der Vertreibungsproblematik, so dass sich die Diskussion wesentlich entspannt hat und in der Folge auch die Thematisierung des Heimatbegriffs als unbedenklicher betrachtet wird.

### **Der Heimatbegriff**

Die Anfälligkeit des Heimatbegriffs für ideologische Vereinnahmung ist nicht zufällig. Er ist nämlich in einem elementaren Sinne umfassend: Er erstreckt sich auf räumliche, zeitliche, soziale, kulturelle und emotionale Dimensionen gleichermaßen, verbindet sie und changiert zwischen ihnen. Gleichzeitig ist er – auch wenn es zukunftsorientierte Deutungen gibt – im Kern rückwärtsgewandt.

### **Heimat als Sinnenraum**

Heimat als vertrauter Raum und v. a. Ort der Kindheit verbindet vorbewusste mit bewusst erinnerbaren Sinneseindrücken: Farben und Formen von Landschaften, Architekturen, örtlichen Anlagen und Gegenständen, die in ihnen „ihren Ort“ haben, bilden – im ontogenetischen Sinn quasi archetypische kognitive Muster, die bis zu einem gewissen Grad die sinnliche Wahrnehmung auch dann noch prägen, wenn die ihnen zugrundeliegenden materiellen Substrate selbst längst nicht mehr existieren oder aus anderen Gründen unverfügbar oder unzugänglich sind. Gerüche, Geschmäcker, Töne und Laute, Empfindungen von Temperaturen und ihren Schwankungen, Luftbewegungen und Einwirkungen von Sonnenstrahlen auf der Haut und im Körper, Wahrnehmungen von Lichtern, Lichtverhältnissen, Schatten und Kontrasten bilden ein dichtes Netz von Eindrücken, die sich mit sozialen Erlebnissen von unterschiedlichster emotionaler Tiefe und Gestalt verbinden und so ein vielschichtiges Gewebe von Erfahrungen aufspannen,

eine primäre Erfahrungswelt, die der Einzelne sich bis ins Körperliche zu eigen macht und unauslöschlich, wiewohl nicht unverdeckbar in sich trägt.

### **Heimat als Raum für und von Gemeinschaft**

Die soziale Dimension des Heimatbegriffs bezieht sich auf die diversen Zugehörigkeiten und Beziehungen, die das Individuum sowohl zu Einheiten und Partnern primärer (Familie, Eltern, Geschwister) wie sekundärer Art (peer groups, Schulkameraden, Vereinsgenossen etc., Erzieher, Lehrer usw.) eingeht und im Rahmen derer er seine eigene soziale Identität durch das Handeln in und mit ihnen ausbildet. Die Rede von der „sozialen Heimat“ bezeichnet dann nicht nur die Tatsache des Eingebunden- und Aufgehobenseins in ein Geflecht sozialer Beziehungen, das den Einzelnen trägt, sein Handeln zu leiten im Stande ist und ihm das lebensnotwendige Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit und des Gebrauchtwerdens *an diesem spezifischen sozialen Ort* vermittelt, sie ist somit auch der Ort, an dem der Einzelne Gemeinschaftlichkeit in einer Selbstverständlichkeit erlebt, wie sie in anderen Zusammenhängen nicht ohne Weiteres mehr zu haben ist. Handeln und Sein des Individuums sind *per se* auf diese Gemeinschaft ausgerichtet, ereignen sich für sie und motivieren sich aus ihr heraus.

### **Heimat als Werte- und Sinnkosmos**

Im Rahmen der schrittweisen Integration ins soziale Leben der jeweiligen Orts-gesellschaft erwirbt der Einzelne ein spezifisches in großen Teilen implizites Erfahrungswissen über die Erscheinungen seiner Lebenswelt und über die sie strukturierenden Entitäten und Beziehungen und Bewertungen, die sich an sie knüpfen. Er lernt die in dieser Welt gültigen Wertorientierungen, normativen Muster und Handlungsorientierungen kennen und erkennen und eignet sich – abhängig vom eigenen Standpunkt in jenem komplexen lebensweltlichen Zusammenhang – eine spezifi-

sche Auswahl daraus an und bildet derart eine kulturelle Identität aus, welche – ähnlich wie die sozialen Beziehungen und Zugehörigkeiten – ihm Orientierungssicherheit und Geborgenheit verschaffen, vor allem aber seiner Existenz und seinem Handeln Sinn verleihen. Die kulturelle Dimension des Heimatbegriffs kann beim Einzelnen bestimmte Schwerpunkte ausbilden: Sprache als Heimat, geistig-symbolische Welten als Heimat zu bezeichnen, heißt nichts anderes, als Aspekte der kulturellen Dimension des Heimatbegriffs zu benennen.

### **Heimat als Empfindungsraum**

Schließlich kann der Begriff Heimat – und darin liegt seine besondere Anziehungskraft ebenso wie seine unverkennbare Brisanz – keinesfalls unabhängig von einer deutlichen emotionalen Beteiligung des jeweiligen Einzelnen gedacht werden: Da er sich gerade auf die Bindung des Individuums an ausgezeichnete sinnlich-räumliche, soziale und kulturelle Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge bezieht, impliziert er die in aller Regel starken Affekte, die die Konfrontation mit ihnen ebenso wie der Entzug derselben in ihm auszulösen vermögen. Die eigenartige Intensität dieser Affekte rührt oft – aber durchaus nicht notwendig – daher, dass viele von ihnen sich mit primären Erfahrungen in einer frühen Phase der Persönlichkeitsentwicklung verknüpfen, in der andere – reflexive – Formen der Verarbeitung noch nicht greifen.

### **Rückwärtsgewandtheit und Ideologie**

In der Tat bilden daher Kindheitserinnerungen sehr häufig die Ankerpunkte je individueller Empfindungen und Vorstellungen von Heimat. Insofern wird Heimat sehr häufig und ganz natürlich in der zeitlichen und/oder sozialräumlichen Rückwendung zum eigentlichen Zuhause bzw. zum Ort der Kindheit vorgestellt. Solange diese Rückwendung im Horizont des einzelnen betroffenen Individuums verbleibt, äußerst sie sich im negativen Fall als Entzugs- oder

Verlustgefühl, als ‚Heimweh‘. In positiver Form kann sie erfahrbar werden als euphorisches Erlebnis glücklicher Heimkehr, als unbändige Freude des Wiedersehens. Beide Erfahrungen, sei es das abgrundtiefe Leiden am Mangel, sei es der Glückstaukel der Heimkehr, gehören zu den denkbar existenziellsten emotionalen Erlebnissen des Individuums und sind als solche in jeder Hinsicht ernstzunehmen. Sie bedürfen keiner Erklärung, keiner Rechtfertigung und sind jeder Kritik entzogen. Wo sie aber durch ideologische Mechanismen der Indoktrination und ritualhafte Inszenierungen umschlagen in kollektive Emotionen, seien es Spielarten von Nostalgie, seien es Formen des politischen Aufbegehrens, oder wo sie in kollektiven Triumph oder Wahn münden, dürfen kritische Analyse und Bewertung ebensowenig ausbleiben wie schließlich entschiedenes Gegenhandeln. Denn eine Renaissance des Heimatbegriffs ins Werk zu setzen bzw. sich an deren Inswerksetzung zu beteiligen, heißt, sich auf einem schmalen Grat zu bewegen: Auf der einen Seite steht die legitime, ja imperative Zuwendung zur Innerlichkeit des Einzelnen, seiner Lust, seinen Freuden und seinem Glück, seinen Sehnsüchten, Hoffnungen, Entbehrungen, seinen Leiden, seiner Verzweiflung und seiner Verlorenheit. Doch auf der anderen Seite lauern die Fallstricke der Ideologie: Wenige Begriffe – das lehrt seine oben nur angedeutete Geschichte – sind anfälliger dafür als der der Heimat, denn gerade die in ihm angelegte Verknüpfung von geographischen wie sozialen Raumkonzepten mit kulturellen Vorstellungen von Wert und intensiver Emotionalität, also eine gefährliche Konjunktion von Raum, Kollektiv und individueller Innerlichkeit prädestinieren ihn für das Schicksal, das er gerade in der deutschen Geschichte erlebt und mitangerichtet hat: Seine geographisch-räumliche Dimension macht ihn aufs eindringlichste konkret und anschaulich, seine soziokulturelle Dimension öffnet ihn für das Politische, und seine individuell-emotionale Erlebbarkeit schafft allen

mit ihm verbundenen Anliegen eine unmittelbare Dringlichkeit und Überzeugungskraft jenseits aller rationalen Prozesse. Wo solche Bedingungen herrschen, haben Ideologien leichtes Spiel.

Und so scheint die Frage nicht unberechtigt, wie sinnvoll es ist, die Wiederkunft des Heimatbegriffs in den gesellschaftlichen Diskurs zu fördern: Dass die psychische, soziale und kulturelle Konstitution des Menschen ihn empfänglich dafür macht, sein Erleben auf der Grundlage dieses Begriffs zu interpretieren, heißt ja mitnichten, dass das Konzept Heimat tatsächlich eine anthropologische Universalie darstellt: Immerhin scheint ein großer Teil der Menschheit gar kein äquivalentes Konzept zu kennen. Brauchen wir also wirklich „Heimat“? Müsste es nicht vielmehr darum gehen, die Erfahrungen, die dieser Begriff bündelt, konzeptuell neu und anders zu rekonstruieren? Und wenn ja, wie wären Alternativen zu einem derartig ideologieanfälligen Begriff zu konstruieren? Eine nochmalige, genauere Betrachtung des Heimatbegriffs weist Wege auf, wie dabei zu verfahren, in welche Richtungen dabei zu denken wäre.

### **Ränder des Heimatbegriffs**

Wenn oben nahegelegt wurde, dass dem Begriff Heimat eine ‚natürliche Rückwärtsgerichtetheit‘ zu eigen sei, dann wurden, um das Argument deutlicher zu konturieren, einige Aspekte ausgeblendet, die ebenso Teil des Diskurses über Heimat sind. Bis hierher wurde der Begriff rekonstruiert als bezogen auf eine räumlich-soziokulturelle Einheit, mit der Individuen starke Affekte verbinden, da sie Ort und Rahmen elementarer Erfahrung, häufig früher Phasen der Persönlichkeitsentwicklung bildet. Mit dieser Charakterisierung wird, so die hier vertretene Auffassung, tatsächlich der prototypische Bedeutungskern des Begriffs getroffen. Nun gehört es zur Eigenart prototypischer Bedeutungskonzepte, dass sie abgeleitete Bedeutungen und Sonderbedeutungen an den Rändern des Konzepts zulassen, die zwar über ge-

wisse – gelegentlich indirekte – Verbindungslinien mit dem Bedeutungskern ebenso wie mit allen anderen Bedeutungen verknüpft sind, jedoch nicht in der Weise, dass der Kern die semantische Einheitlichkeit des Begriffs sicherstellt, indem er allen Teilbedeutungen zu Grunde zu legen ist. Vielmehr können Teilbedeutungen semantisch ohne Weiteres unvereinbar sein mit anderen Teilbedeutungen wie auch mit dem Bedeutungskern.

### **Gewählte Heimat**

Eine der Verwendungsweisen, die nur bedingt vereinbar sind mit der eben als Bedeutungskern des Konzepts apostrophierten Charakterisierung, besteht in der Rede von einer ‚Wahlheimat‘: Sie beinhaltet die Vorstellung, dass außerhalb eines Ortes, in den der Einzelne ohne eigene Beteiligung hineingeboren war, und mit dem er nur bedingt durch eigenes, reflektiertes und entschiedenes Zutun verwuchs, Räume als Heimat auch erst erschlossen werden können, und zwar als Ergebnis einer selbstbestimmten, willkürlichen Wahl. Dabei spielt nicht unbedingt eine Rolle, welcher Gestalt die Beziehung des Betreffenden zu seiner ursprünglichen, angeborenen Heimat ist: Eine solche Beziehung mag aufgrund häufiger Ortswechsel nie wirklich entstanden sein, oder sie kann Brüche erfahren haben durch Erlebnisse der Ausgrenzung, des Fremdseins im eigenen Zuhause, Prozesse des Hinauswachsens über den heimatlichen Horizont, aber auch durch erzwungene oder aus eigenem Antrieb vollzogene Wechsel des Lebensmittelpunkts. Entscheidend ist, dass ein neuer Ort gefunden wird, der dem Einzelnen zum Ort seiner Zukunft wird, dem er sich also – zumindest ab einem bestimmten Zeitpunkt – nähert mit umfassender und radikaler Offenheit und Entschiedenheit, welche ihn in die Lage versetzen, vielschichtigste positive Erlebnisse von so hoher Intensität und Signifikanz zu erfahren, dass er im Verhältnis zu diesem Ort seiner Wahl zu einem so ungewöhnlich hohen Grad an Übereinstimmung in so großer Breite und auf so

vielen Ebenen gelangt, dass er ihm – weitgehend – zu dem wird, was Heimat ihm hätte sein sollen, aber nie wurde oder irgendwann aufhörte zu sein. Die Möglichkeit der Gewinnung einer derart gewählten Heimat trüge damit ein Moment der Freiheit in sich: Sie eröffnet dem Einzelnen einen Weg aus der schicksalhaft vorgegebenen Bindung an den ihm durch Geburt oder andere Formen der Fremdbestimmung zugewiesenen Lebens-, Erlebnis- und Vorstellungsräum, ohne dass seine derart begonnene Emanzipation von der geographisch-soziokulturellen ‚Provinz‘, zu der ihm diese Heimat – warum auch immer – geworden ist, zum Verzicht auf die Gewinne zwingt, die das Beheimatetsein verspricht: Sicherheit, Orientierung, Sinn, Vertrautheit, Erlebnisreichtum und Erlebnisintensität.

### **‚Heimaten‘**

Ist einmal der Gedanke gefasst, dass Heimat dem Einzelnen nicht ein für allemal gegeben oder eben nicht verfügbar ist – also nie erwuchs oder verloren, zerstört, verödet, entleert wurde –, dass Heimat aufgebbar ist, ohne dass Heimatlosigkeit drohen muss, da Heimat auch gewonnen werden kann, da der Mensch sich im ursprünglich Fremden beheimaten kann, dann liegt ein anderer Gedanke nicht fern: Der nämlich, dass, wo etwas wie Heimat – im Sinne einer gewählten – gewonnen werden kann, die Erschließung einer derartigen neuen Verortbarkeit des Selbst nicht notwendig die Aufgabe der bisherigen bedeutet. Bedingung dafür ist zweifellos, dass Heimat nicht als ‚Verortung‘, als feste ‚Verwurzelung‘ des Einzelnen in einen als Heimat begriffenen, sozialen und materialen Raum verstanden wird, sondern als ‚Verortbarkeit‘, als Möglichkeit, sich einem solchen Raum als ein ihm Zugehöriger, ihm in Loyalität zugetaner und prinzipiell unproblematisch in ihm sinn- und lustvoll Lebender einzuordnen. ‚Verwurzelt‘ sein kann man nicht mehrfach, auch wenn man in neuem Boden Wurzeln zu schlagen vermag. Wohl aber kann man -

zumindest prinzipiell - sich vielfach ‚einlassen‘ und dann eingelassen sein, ‚einrasten‘ in solche Gefüge. Über Heimat im Plural: ‚Heimaten‘ also zu verfügen, scheint nicht undenkbar, auch wenn derart mehrfache Loyalitäten Konflikte wahrscheinlich machen, Konflikte jedoch, wie sie in der sozialen Welt in Form von Rollenkonflikten alles andere als ungeläufig sind und zu deren Bewältigung es Mittel gibt oder Wege und Verfahren erarbeitet werden können.

### **Kritisch-konstruktive Didaktik im Dienste einer Zukunft jenseits der Gegenwart**

Wenn, auch gegen seine – wie ich annehme - fehlende anthropologische Notwendigkeit und trotz seiner offenbaren heiklen Konstitution der Heimatbegriff vermehrt in den Diskurs gebracht werden soll, dann müsste es das vornehmlichste Anliegen einer Reflexion über ‚Heimat‘ sein, diejenigen ursprünglich marginalen, jedoch von seiner Semantik immerhin angebotenen Aspekte zu betonen, denen – wie den Vorstellungen von ‚gewählter Heimat‘ und von einer ‚Vielfalt der Heimaten‘ – ein wesentlich emanzipatorischer Kern zu eigen ist: Beide weisen dem Individuum den Weg in eine Zukunft jenseits der sozialen ‚Provinz‘, in die er ohne eigene Verantwortung geboren, der er aber – um mit Kant zu sprechen – angesichts der eben doch aufscheinenden Spielräume von Freiheit selbstverschuldet verhaftet bleibt. Nur wo in Reflexion und Diskurs der Versuch gemacht wird, authentische Bedürfnisse zur Wahrnehmung zu bringen, Begrenzungen und Beschränktheiten ihrer Verwirklichung aufzudecken, die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Überwindung zu erkennen und in ein kreatives Konstruktionspiel einzutreten, das Freiheitsräume ausmisst und konzeptuell neu strukturiert und so statt der Gegenwart der Vergangenheit eine Zukunft jenseits der Gegenwart entwirft, nur da macht die Thematisierung eines heiklen und nicht grundlos hochbelasteten Begriffs wie dessen der Heimat Sinn, sei es

im DaF-Unterricht, sei es auf anderen Feldern. Wie vor diesem Hintergrund gegebene Modelle für die Art und Weise seiner Thematisierung, speziell im DaF-Unterricht, zu beurteilen sind und welche Kon-

sequenzen sich aus den dargestellten Überlegungen für eine kritisch-konstruktive Didaktik ergeben, wird den Gegenstand des folgenden zweiten Teils dieser Studie bilden.

# Edgar Reitz' Heimat

Reinhold Rauh

Nachdem er in der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie mit Begriffen wie „Deutscher Gau“ oder „Deutsche Scholle“ um die Plätze hatte rangeln müssen, nachdem er im deutschen Film der 50er Jahre zur zentralen Ideologie aufgestiegen war, war der Begriff „Heimat“ vermutlich wegen eben dieser vorangegangenen Erfolgsgeschichte in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten diskreditiert und fristete als Kampfbegriff der schlesischen oder sudetendeutschen Heimatvertriebenenbünde oder als Beschwörungsformel in Hauptseminaren zur Bloch'schen Philosophie ein klägliches Schattendasein im allgemeinen kulturellen Diskurs. Das änderte sich ab Mitte der 80er Jahre schlagartig, als es „Heimat“ 1984 zur Titelgeschichte des „Spiegel“ brachte, als eine Unzahl von Symposien zu diesem Thema abgehalten wurden, als der „Süddeutsche Rundfunk“ zu Weihnachten 1992 gleich zwei Wochen Sendezeit eigens diesem Thema widmete, als Bundeskanzler Kohl zunehmend zu „Heimat“ Zuflucht suchte, und damit in den Kampf um die Deutungshoheit über diesen Begriff mit der Partei der Grünen eintrat. Die erstaunliche Promotion des vor kurzem noch verpönten Begriffs setzte sich aber auch im Ausland fort. „Heimat“ fand Eingang in das Vokabular der englischen, französischen oder spanischen Sprache, wo für den genuin deutschen, mit Konnotationen wie „Geborgenheit“, „Kindheit“, „Ursprung“ verbundenen Begriff nur unzulängliche Übersetzungen wie „homeland“, „pays natal“ oder „patria“ zur Verfügung stehen.

Der Grund für diese wunderbare Reanimation des Begriffs „Heimat“ liegt in einem einzigen Ereignis. Dieses Ereignis war Edgar Reitz' elfteiliger Film „Heimat“, der 1984 im Münchner „Arri-Kino“ uraufge-

führt wurde und danach, in Einzelfolgen portioniert, im deutschen Fernsehen ein Publikum von durchschnittlich 10 Millionen Zuschauern fand. Die internationale Breitenwirkung des Filmes resümiert Edgar Reitz folgendermaßen: „Der Film ist nun exportiert worden in dreißig Länder, und wer weiß, wie viele Male das mehr als 10 Millionen sind. In den USA ist der Film an Ost- und Westküste gelaufen, und im Norden und im Süden und in Kanada und in Australien oder Korea oder in Griechenland... Das geht in die Hunderte von Millionen Menschen.“<sup>2</sup>

1992 folgte diesem später auch „Heimat 1“ titulierte Zyklus „Die Zweite Heimat. Chronik einer Jugend“ in insgesamt 13 Einzelfilmen, die es auf gut 26 Stunden Gesamtzeit brachten. 2004 folgte „Heimat 3 – Chronik einer Zeitenwende“ mit 6 Einzelfilmen. Die vierte, wie es im heutigen fernsehtechnizistischen Jargon heißen würde, *Staffel* wird gerade im Hinterland von Brasilien gedreht und wird wohl 2013 oder 2014 zur Aufführung kommen.

Im Rahmen eines kurzen Aufsatzes kann man dem Inhalt der Heimat-Filme nicht im Detail gerecht werden. Nur soviel sei dazu gesagt. Das Zentrum dieser Filme liegt im rheinland-pfälzischen Hunsrück in einem fiktionalen Dorf namens Schabbach. Im ersten Heimat-Film ist es fast alleiniger Schauplatz hauptsächlich der Geschichte der Simon-Familie, die von 1918 bis Anfang der 80er Jahre reicht. Ist dieser erste Teil schon stark autobiographisch eingefärbt, so mutet die „Zweite Heimat“ noch mehr wie eine fiktionalisierte Biographie des Regisseurs an, der ebenfalls im Hunsrück seine Wurzeln hat und zu seiner

---

<sup>2</sup> Edgar Reitz, zit. in Reinhold Rauh: Edgar Reitz. Film als Heimat, München 1993, S.201

künstlerischen Karriere in München fand, genauso wie die für den zweiten Teil wichtige Musiker-Figur Hermann. Der dritte Teil hat dagegen nur noch wenige autobiographische Momente, ist mehr an den Rhein verlagert, auch wenn die Protagonisten in Schabbach verwurzelt sind, und spielt vor dem Hintergrund der deutschen Einigung. Der vierte Teil wird das Schicksal der vielen Auswanderer aus dem kargen Hunsrück behandeln, die es im 19. Jahrhundert von „Schabbach“ in den Mato Grosso oder nach Paraguay verschlagen hat.

Der sensationelle Welt-Erfolg des Film-Zyklus und ebenfalls des Begriffes „Heimat“ ist sicherlich vor dem Hintergrund der sogenannten Globalisierung zu sehen, die bereits 1848 von Marx und Engels<sup>3</sup> im Sinn einer Kapitalverwertung aller natürlichen und menschlichen Ressourcen prognostiziert wurde. Weltweit ist das Regionale zugunsten des Globalen verdrängt worden, und genau das verlorene Regionale wird zum Teil romantisch verklärend auch wieder weltweit gesucht.

Edgar Reitz sagt von sich, tausende von Briefen aus aller Welt bekommen zu haben, in denen ihm Japaner, Italiener oder Argentinier versicherten, wie sehr sie „Schabbach“ an ihre eigene Heimat erinnern würde genauso wie das mit Zuschauern aus Schleswig-Holstein oder Nordrhein-Westfalen der Fall war. Das könnte im Übrigen auch ein guter Grund sein, die „Heimat“-Filme von Reitz *ausschnittsweise* in den Fremdsprachen-Unterricht *einzubringen*.<sup>4</sup> Offensichtlich hat Edgar Reitz einen empfindlichen Nerv

der gegenwärtigen Zeiten getroffen und den damit verbundenen Empfindlichkeiten zu einem monumentalen, epischen Ausdruck verholfen – auch wenn er dabei gründlich verkannt worden ist, worauf später noch einzugehen ist.

Diese Empfindlichkeit macht sich heute aber nicht nur in Vergangenheitsverklärung, sondern mehr und mehr auch im Separatismus Luft, wenn sich die Schotten von England, die Katalanen von Spanien, die syrischen Stammesverbände von allen anderen oder die bayrische CSU von der Bundesrepublik Deutschland trennen wollen.

Der erstaunliche Erfolg von Reitz' Heimat ist aber nicht nur der Thematik geschuldet. Andere Heimatfilme, wie etwa „Rumpelhanni“ (1982) hatte es auch zuvor oder, wie etwa „Schlafes Bruder“ (1995), danach gegeben, ohne dass sie nur annähernd eine derartige Breitenwirkung gehabt hätten.

Vieles vom Erfolg von „Heimat“ ist nämlich mit seiner Ästhetik verknüpft. Genau in Zeiten als sich der Videoclip anschickte, die Medienrezeption zu revolutionieren, war nicht im mindesten vorauszusehen, dass 1984 bei der Uraufführung dieses Filmes im Münchner Arri-Kino an einem Juni-Samstag und –Sonntag etwa 500 Zuschauer mehr als insgesamt 15 Stunden gebannt im Kino-Sessel sitzen blieben und nicht, wie anzunehmen gewesen wäre, nach zwei Stunden das Weite gesucht haben. Wer damals dabei gewesen war, weiß, dass es sich um ein Filmerlebnis gehandelt hat, wie es sich selten wiederholen lässt. Bei der Fernseh-Ausstrahlung hat sich dieses Erlebnis eher in Maßen einstellen können.

Ausschlaggebend für die von Reitz entwickelte Ästhetik ist zum ersten das Serien-Prinzip. Die Einzelfilme haben kein finales Ende, auf das alle Erzählstränge zustreben, sondern das jeweilige Ende ist nur der Anfang des nächsten Films. Insofern kommen diese Filme der alltäglichen Lebenserfahrung nahe, in der ebenfalls kein finales Happy-End oder die schlussendliche Katastrophe vorgesehen ist. Das Leben geht,

---

<sup>3</sup> Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei, London 1848

<sup>4</sup> Der Verfasser dieser Zeilen hat einige Experimente in dieser Hinsicht unternommen. Ein Ergebnis war, dass die Verwendung eines kompletten Films im Unterricht mehr oder minder unmöglich ist, da zumindest bei durchschnittlichen koreanischen Universitäts-Studenten weder sprachliches, noch dazu dialektales Vorauswissen noch geschichtliche und kulturelle Kenntnisse vorausgesetzt werden können. Denkbar ist allerdings eine Verwendung der Filme auf Doktoranden-Niveau.

wie es immer wieder heißt, *weiter*. Selbst die einzelnen Zyklen lösen sich am Ende nicht in einem rührseligen oder tragischen Schluss auf: in der ersten „Heimat“ versammelt sich das ganze Personal in einer Geisterwelt, in der zweiten „Heimat“ gibt es für die grob die Haupterzählung vorantreibenden Liebesssehnsüchte zwischen Clarissa und Hermann keinerlei Lösung.

Zum zweiten ist ausschlaggebend, dass es keine Hauptgestalt gibt, auf die der Zuschauer seine Projektionen richten könnte. Die vielen Filme verästeln sich in einer Vielzahl von Einzelschicksalen, die zwar stimmig aufeinander abgestimmt sind, es den Protagonisten aber verunmöglichen, als Helden im Zentrum eines einzelnen Filmes, geschweige des Gesamtfilms, zu stehen. Filmpsychologisch gesprochen fördern diese Filme die Übertragung, also die Möglichkeit zum Vergleich mit der eigenen Lebenswirklichkeit, und behindern die Projektion, also letztlich Identifizierung, mittels der der Zuschauer sich in eine ihm völlig fremde Lebenswirklichkeit hinein imaginiert.

Letzteres wird, und damit ist ein dritter Punkt angesprochen, durch den auf den ersten Blick völlig künstlich und willkürlich erscheinenden Wechsel von Schwarz-Weiß- zu Farbfilm unterstützt. Es ist ein weiteres Mittel, um im Sinn des Brecht'schen Verfremdungsverfahrens Distanz zu erzeugen. Wer die „Heimat“-Filme gesehen hat, weiß, dass sich der Eindruck des Künstlichen mit der Zeit verflüchtigt. Was bleibt, ist allerdings der Eindruck des Verfremdenden.

Als weiterer Punkt soll etwas ausführlicher die *realistische Methode* angesprochen werden, auf der die Narration und Deskription der „Heimat“-Filme beruht. Insbesondere die Geschichten der zwei ersten „Heimat“-Zyklen sind sehr eng mit der persönlichen Biographie des Regisseurs verbunden. Allein schon aus diesem Grund sind die erzählten Filmgeschichten nichts Ausgedachtes, schablonenhaft Vorgedachtes, vom Allgemeinen auf das Besondere und Einzelne Deduziertes, wie es fast in

allen Film- und Fernsehproduktionen geschieht. Ein Ausgangspunkt zu diesem Film war auch genau die offensive Wendung gegen die durchgetaktete, klischeeüberfrachtete Hollywood-Film-Manier. 1978 war in Deutschland der amerikanische Vierteiler „Holocaust“ zu sehen gewesen. Der Titel dieser Filme hat vermutlich sogar noch mehr als „Heimat“ Furore gemacht. Es war aber auch eine Produktion à la Hollywood, in der sich wahrscheinlich nicht einmal die ehemals vom Tode bedrohten Juden und erst recht nicht die Deutschen wiedererkennen konnten. „Der Unterschied“, sagt Edgar Reitz, „der zwischen einer wahren Szene und einer vom Kommerzdraturgen auskalkulierten Szene à la Holocaust besteht, ist von ähnlicher Art wie zwischen ‚Erlebnis‘ und ‚Urteil‘: ‚Urteile‘ über Ereignisse kann man losgelöst verbreiten, manipulieren, über Schreibtische schieben, verhökern. Erlebnisse bleiben hingegen an die Menschen und ihre Fähigkeit, sich zu erinnern, gebunden, werden falsch oder verfälscht, wenn man lebendige Details daran verschiebt oder versucht, ihre Subjektivität und Einmaligkeit in der Darstellung zu eliminieren.“<sup>5</sup> Ein Ergebnis dieser Auseinandersetzung mit dem üblichen Filmkommerz war dann „Heimat“, der in unendlicher Mühe mit einem damals unerhörten 10-Millionen-Etat gegen und mit den Fernsehanstalten produziert wurde.

---

<sup>5</sup> Reitz zit. in Rauh 1993, S.182

Mittlerweile haben sich die Verhältnisse zumindest in den anspruchsvolleren „Fernseh-Staffeln“ des amerikanischen Fernsehens gründlich geändert. Serien wie „Wire“, „Sopranos“, „Home“ oder „Breaking Bad“, wie sie etwa bei HBO ausgestrahlt werden, arbeiten seit einiger Zeit höchst erfolgreich mit Methoden, die denen von Reitz sehr ähnlich sind. Diese Serien sind in der Regel äußerst ausführlich recherchiert, folgen keiner getakteten Höhepunkt-Dramaturgie und verlocken insbesondere deutsche Zuschauer, mit einem DVD-Zehnerpack der in Deutschland nur sehr eingeschränkt im Fernsehen sehbaren Sendungen ganze Wochenenden vor dem Flachbildschirm zu verbringen. Sicher haben die Macher dieser Sendungen ihre Methode nicht bei Reitz kopiert, aber ihr Erfolg gibt in gewisser Weise auch der Methode von Reitz recht.

*Realistische Methode* ist aber nicht gleichzusetzen mit Autobiographismus, auch wenn das autobiographische Moment im vorliegenden Fall eine wichtige Rolle einnimmt. Bei den sich in vielen Nebenhandlungen verästelnden „Heimat“-Filmen ist ebenso die gründliche Recherche, die Sorgfalt für das historische Detail wichtig und hat vermutlich weltweit dazu geführt, dass sich Zuschauer durch Schabbach an ihre eigene Heimat erinnert fühlen.

Damit kommt ein letzter Punkt ins Spiel. Genau durch diese ungewöhnlich realistische und detailreiche Aufbereitung des historischen Stoffes sahen viele Zuschauer in dem Film nichts anderes als eine Fortsetzung des Heimatfilmes der 50er Jahre, also die Verklärung des Provinziellen und Dörflichen. Dies drückte sich beispielsweise so aus, dass jedes Wochenende Tausende in den sonst so abgelegenen Hunsrück einfielen und überall nach „Schabbach“ suchten. Edgar Reitz wurde z.B. in Simmern, dem zentralen Ort des Hunsrück, angeboten, zeitlebens im „Schinderhannes-Turm“ Quartier zu beziehen. Fremdenverkehrsvereine, Stammtisch-Vereinigungen und Fußball-Vereine versuchten, den mit dem Hunsrück verbundenen Heimat-Mythos für sich in Anspruch zu nehmen.

All das war ein großes Missverständnis. Eines der größten Hass-Objekte für den Regisseur von „Heimat“ ist der Heimatfilm der 50er Jahre. Dies erklärt sich nicht nur daraus, dass er, wie viele seiner gleichaltrigen Kollegen, die 1962 mit dem Oberhausener Manifest auftrumpften, in den heimatseligen 50er Jahren in der damaligen Kinoindustrie keinerlei Chance hatten. Dies erklärt sich vor allem aus seiner realistischen Methode, die den Basteleien mit den vorgefertigten Bauteilen aus der prädisponierten Harmonie des Heimatfilms der 50er Jahre diametral entgegengesetzt ist. Man muss die „Heimat“-Filme, insbesondere den ersten, nur genauer ansehen.

Ausschlaggebend ist das Verhältnis von Außen und Innen. Im üblichen Heimatfilm der 50er Jahre wird die Grenze vom Innen zum Außen nie überschritten. Das Außen

können windige Handlungsvertreter, laszive Halbweltdamen oder einfach Preußen und auch München sein. Entweder werden sie assimiliert oder eliminiert. In fast allen Heimatfilmen der 50er Jahre ist das Außen eine beständige Drohkulisse, gegen die es sich nach innen zu wappnen gilt. Im Sinne von Juri Lotman<sup>6</sup> gibt es keine Grenzüberschreitung, also kein Ereignis, das vom Innen zum Außen führt. Die Heimat ist eine hermetisch abgeschlossene Welt.

Anders ist es bei Edgar Reitz' „Heimat“. Hier wird die Grenze von Schabbach zum Ruhrgebiet, nach Koblenz, Berlin, New York und besonders nach München methodisch überschritten. Die hermetisch abgeschlossene, beengende Welt der Heimat bricht von innen auf. Das, was innen passiert, führt notwendigerweise zum Schritt ins Außen: Appolonia, die als Zigeunerin keine Bleibe mehr in Schabbach findet; Paul Simon, der es mit seinen neuen Ideen nicht mehr aushält und nach Amerika flieht; Otto Wohlleben, der von der moralischen Befangenheit Marias verstoßen wird; Klärchen und Hermännchen, deren unstandesgemäße Liebe keinen Platz in Schabbach hat.

Auch wenn im erzählerischen Fortlauf von „Heimat“ fortlaufend subversive Tendenzen auftauchen, so muss allerdings auch das, gegen was verstoßen wird, erst einmal ins Spiel gebracht werden. Es ist die Sehnsucht nach den eigenen Wurzeln, eben Heimat, und das kann alte Heimatfilm-Sehnsüchte wecken. So ist „Heimat“ eher missverständlicherweise zu einem Welterfolg gekommen.

Aber Bücher und Filme, sind sie einmal in die Welt gesetzt, haben nun einmal ihr eigenes Schicksal.

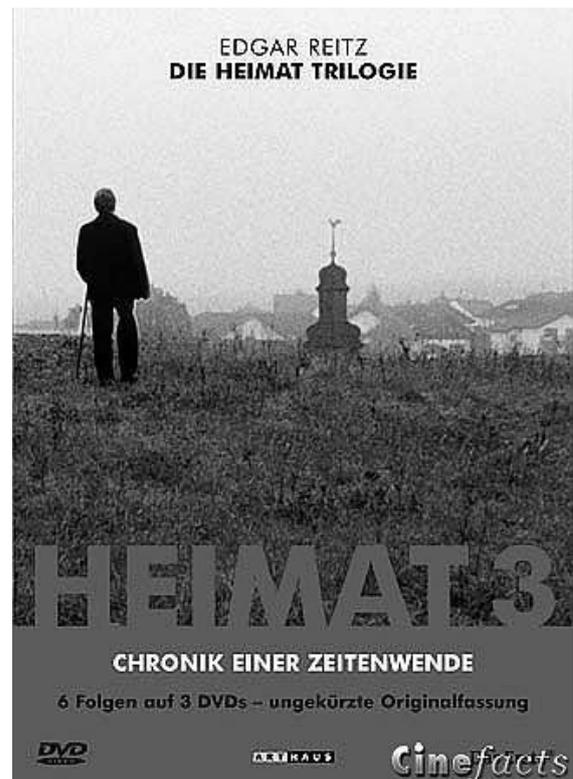
Edgar Reitz sieht sich in der Tradition von Homers „Illias“, Prousts „Recherche de la temps perdue“ oder Musils „Mann ohne Eigenschaften“<sup>7</sup>. Man kann das Hybris nennen. Aber so wie die „Illias“ eines

---

<sup>6</sup> Vgl. Juri Lotman: Die Struktur literarischer Texte, München 1972

<sup>7</sup> Thomas Koebner / Michelle Koch (Hrsg.): Edgar Reitz erzählt, München 2008, S.217ff.

pseudonymen Homer als Requiem auf die Bronzezeit, wie Prousts „Recherche“ als Requiem auf die ausdifferenzierte französische Adelswelt, wie Musils „Mann ohne Eigenschaften“ als Requiem auf die Weisheit des durch ihn sprichwörtlich gewordenen „Kakanien“ gelesen werden kann, so kann Reitz' „Heimat“ als Beschwörung und Abgesang auf die *alte Heimat* gesehen und verstanden werden, so wie sie einmal in der typisch deutschen Kleinstaaterei geboren wurde und sich bis in die vorindustriellen Zeiten vor Hitler hat retten können. In anderen Kulturen gibt es dazu viele Ähnlichkeiten, aber keine völlige Übereinstimmungen.



# Regionalkrimis als Schlüssel zum deutschen Heimatbegriff

Tina Stubenrauch und Josefin Güldner

*Heimat*. Eines der wohl schwierigsten Konzepte in der deutschen Literatur und Kultur. Besonders Lerner aus relativ jungen Nationen und typischen Einwanderungsländern empfinden die starke räumliche Gebundenheit des deutschen Heimatbegriffs oftmals als merkwürdig, ebenso wie eine mögliche Definition von *Heimat* als Geburtsort, der eine Art der Zugehörigkeit impliziert, die nirgendwo sonst zu finden ist. Für ein Einwanderungsland würde dies schlicht bedeuten, dass ein großer Bestandteil der Bevölkerung sich als *heimatlos* bezeichnen oder eine nicht immer vorhandene Verbundenheit zu einem Ort empfinden müsste, der geographisch oft ebenso weit entfernt liegt wie Deutschland – in mehrerlei Hinsicht am Ende der Welt.

Doch nicht nur lokale Begebenheiten wie die Erfahrung, in einem Land/einer Metropole zu leben, in der ein großer Teil der Bevölkerung nicht aus Australien, sondern aus aller Welt kommt, machen Studierenden eine Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff schwer. Schon allein die Unmöglichkeit der Übersetzung des Begriffs „Heimat“ ins Englische sorgt für Staunen, Verwirrung und verlangt nach einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem kulturellen Phänomen. Zwar beschreibt Celia Applegate einen Versuch, „Heimat“ zu definieren, als ein undankbares Unterfangen (Applegate, 4), doch bietet genau dieser Versuch einen eindrucksvollen Einblick in die Komplexität des Begriffs. Christopher Wickhams Versuch einer Definition zeigt die folgenden Schwierigkeiten auf: Eine Übersetzung ins Englische als *native country/land* schließt nicht nur die bewusste Wahl eines Ortes als Heimat aus, dadurch dass *native* nur in Verbindung mit dem Geburtsort Verwen-

dung findet, sondern wirft auch eine politische Problematik auf: Während das englische *country* automatisch mit *nation* oder *state* in Verbindung gebracht wird, so sieht das Deutsche doch eine sehr deutliche Trennung von *Heimat* und *Vaterland*. Dagegen beschreiben die Definitionen von *home* und *homeland* zwar die räumliche Begrenzung eines Wohnorts, selbstverständlich ein wichtiger Bestandteil des Heimatbegriffs, doch bieten sie nur wenige der emotionalen Konnotationen des deutschen Heimatbegriffs als Ort der Zugehörigkeit und oftmals Ort der Sehnsucht. Auch mentale Bilder der Kindheitserinnerung und eines generell (emotionalen) Ortes mit gewissem Besitzanspruch sind mit beiden Begriffen nur unvollständig erfasst (Wickham, 4). Selbstverständlich reicht die Liste möglicher Übersetzungen, allesamt problematisch bis ungenau, um einiges weiter. Besonders die enge Verbindung des deutschen Heimatbegriffs zu regionalen Besonderheiten beschwört oftmals klischeehafte Bilder idyllischer Landschaften herauf, nicht zuletzt durch deren gezielten Einsatz in Werbeindustrie und politischem Wahlkampf. Es sind jedoch genau diese vereinfachten Darstellungen, die sich sehr bewusst der Klischees bedienen, die den Studierenden einen guten Einstieg in eine komplexe Thematik und eine intensive Auseinandersetzung mit der Gegensätzlichkeit der beiden Begriffe *Heimat* und *Fremde* bieten. Daher bleiben die eben erwähnten Werbeclips und Wahlkampfsports oder auch Zitate, Interviews zur persönlichen Bedeutung von *Heimat* mit (prominenten) Deutschen und andere „Texte“ (im weitesten Sinne) ein wichtiger Bestandteil des Sprach- und Kulturunterrichts, doch für sich allein genommen bie-

ten sie eben nur einen Einstieg, jedoch nicht unbedingt einen tieferen Zugang zur gewünschten Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff.

Beschränkt man den Begriff *Heimat* auf eine Definition als einen Ort, an dem ein Mensch lange Zeit seines Lebens verbracht hat und mit dem er bestens vertraut ist, so beschränkt man sich ebenfalls auf eine geographische Region mit ihren Besonderheiten in Tradition, Sagen- und Legenden-Schatz und nicht zuletzt Dialekt. Doch ohne Erklärung bleiben diese regionalen Besonderheiten und Traditionen für Außenstehende ebenso unverständlich wie die jeweilige Mundart der gewählten Region.

Wie ist es dann möglich, Lernern den Zugang zum deutschen Heimatbegriff zu erleichtern? Eine Möglichkeit hierfür bietet die Literatur. Der Einsatz literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht ist zwar bestimmt nichts Neues, doch bekam die Diskussion um den Stellenwert bzw. die (Un)Möglichkeit einer Trennung von Sprache und Literatur im Unterricht neue Relevanz durch die 2007 veröffentlichte Forderung der Modern Language Association (MLA), Sprachcurricula zu öffnen und Sprache, Kultur und Literatur als Einheit zu unterrichten. Der 2008 erschienene Bericht des MLA Ad Hoc Committees beschreibt den Einsatz von Literatur explizit als eine Möglichkeit, Sprachkompetenz und -inhalte sowie analytische Fähigkeiten zu fördern und weiterzuentwickeln, und literarische *Texte* als Brücke zur Fremdsprache und -kultur (MLA Ad Hoc Committee on Foreign Languages 2007 u. 2008).

Während der emotionale Zugang zu Sachtexten meist sehr beschränkt ist, bietet Literatur Lernern eine Erlebniswelt, die ihnen nicht nur einen spielerischen Umgang mit Sprache ermöglicht, sondern auch eine intensive Arbeit an allen vier Fertigkeiten: Lesen, Hören, Schreiben und Sprechen anhand authentischer Kommunikationssituationen im Text (vgl. Koppstein, 9 u. 19), oder mit anderen Worten: Literatur „[bietet] einen Weg zur Lösung eines alten

didaktischen Problems, nämlich einer Befreiung vom Dilemma des Artifizialen. Das Unbefriedigende am Sprachunterricht ist ja häufig die Trivialität der Text- und Übungsangebote in manchen Lehrbüchern. Literatur bietet einen Weg aus der Künstlichkeit von Übungsreihen zur Alltagskommunikation“ (Koppstein, 16). Des Weiteren werden anhand literarischer Texte auf interessante Weise historische, geographische, kulturelle und linguistische Informationen (vgl. Barrette, Paesani und Vinall, 216) des Zielsprachenlandes vermittelt, die nicht nur eine intensive Beschäftigung mit der Fremdsprache und -kultur erfordern, sondern entscheidend zur Entwicklung transkultureller und translingualer Kompetenzen beitragen (vgl. Byram und Kramsch, 20) – ein weiteres Argument, das sich ohne weiteres für den Einsatz von Literatur als Medium für eine Beschäftigung mit dem deutschen Heimatbegriff aufführen lässt. Die intensive Beschäftigung mit Geschichte, Geographie, Kultur und Sprache eines literarischen Schauplatzes, die nur anhand von Reflexion über den eigenen kulturellen Hintergrund der Lerner im Vergleich zum Gelesenen möglich wird, erlaubt und erfordert einen Zugang zu kulturellen Fremdkonzepten in einer Tiefe, die Sachtexte nur in sehr viel geringerem Maße zulassen.

Mit Blick auf den deutschen Heimatbegriff sollte Literatur im DaF-Unterricht also spannend genug sein, die Studierenden ein ganzes Semester über zu beschäftigen, in einer geographisch stark begrenzten Region spielen, um genügend Beispiele der lokalen Besonderheiten, Traditionen und Geschichte(n) aufzuzeigen, und selbstverständlich einen Protagonisten/eine Protagonistin haben, die sich dieser Region emotional stark verbunden fühlt und diese als *Heimat* bezeichnet. Hierbei kommen die momentan in Deutschland äußerst beliebten Regionalkrimis ins Spiel. Als bereits in der eigenen Sprache und Kultur vertrautes *Genre* erlaubt ein Krimi den Studierenden, sich intensiv mit einer spannenden Geschichte auseinanderzusetzen,

die in diesem Fall in einer bestimmten Region Deutschlands spielt, in ihrer Entwicklung auch nur an genau diesem Ort möglich ist (vgl. Lehmann, 523) und sich gewisser Alltagskomik bedient. Krimiautorin Christine Lehmann beschreibt hierbei den Kriminalfall selbst als Nebensache (vgl. Lehmann, 522): Denn „[i]n der Tat, wer Regionalkrimis liest, will und muss lachen. Der Regionalkrimi setzt auf das Gelächter. Er unterstützt es noch, indem er seine Hauptfiguren [mit] Zahnschmerzen, Ungeschick und Bauernschläue ausstattet. Der tückische Alltag ist der große Gegenspieler des Verbrechens, er hängt dem Detektiv wie ein Klotz am Bein, und wenn er darüber stolpert, lachen wir“ (Lehmann, 523). Kommissar Kluftinger und seine Ermittlungen im Allgäu sind hierbei keine Ausnahme. Kauzig, komisch, Dialekt sprechend und nicht immer auf dem neuesten Stand der Technik ermittelt Kluftinger inzwischen in seinem sechsten Fall im beschaulichen Kemptener Umland. Der zweite Fall *Erntedank* bietet für einen Einsatz im DaF-Unterricht nicht nur die spannende Geschichte eines Serienmörders in einer sonst so idyllisch dargestellten Region, sondern bedient sich der Allgäuer Sagenwelt, die die Protagonisten Schritt für Schritt selbst entdecken und interpretieren müssen, um den Mörder zu identifizieren und zu überführen. Durch die schrittweise Enthüllung der Ermittlungen und die letztendliche Lösung des Falls durch Interpretation von Sagen, eines romantischen Gedichts Brentanos, des (sagen)geschichtlichen Hintergrunds einer Holzfigur im berühmten Chorgestühl der Buxheimer Kartause und einiger anderer örtlicher Hinweise bietet der Krimi einen hervorragenden Ausgangspunkt für eine Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff. Dargestellt durch verschiedene Charaktere im Krimi zeigt sich der deutliche Gegensatz des in der Region beheimateten

Kommissars und seiner Ortskenntnis und beispielsweise seines niederbayerischen Chefs. Der starke Kontrast zwischen *Heimat* und *Fremde*, ausgedrückt durch unterschiedliche Dialekte, unterschiedliche Herangehensweise in den Ermittlungen, unterschiedliches Auftreten etc. zwischen Kluftinger und seinem Vorgesetzten trägt nicht nur zur Situationskomik des Krimis bei, sondern beschreibt ein eindrucksvolles Beispiel der historisch begründeten Regionalität Deutschlands – ein weiteres eng mit *Heimat* verbundenes Konzept, das australischen Lernern sehr fremd ist.

Wie lässt sich nun ein solcher Krimi für den DaF-Unterricht aufbereiten? Durch eine relativ begrenzte Stundenzahl von nur zwei Stunden Sprachseminar pro Woche ist eine Lektüre von knapp 400 Seiten Kriminalroman leider kaum möglich, der Krimi lässt sich jedoch ohne weiteres auf die Haupthandlung verkürzen, ohne an Spannung und Unterhaltungswert zu verlieren. Amüsante Nebenhandlungen sowie kleinere Details, die letztendlich zur Lösung des Falls beitragen, aber nicht zwingend zu seiner Lösung erforderlich sind, können als Referate im Kurs präsentiert werden, müssen jedoch nicht von allen Studenten gelesen werden. Ebenso können einzelne relevante Sagen, historische Begebenheiten, ein kurzer Überblick über die Romantik, linguistische Besonderheiten des Dialekts, die Geschichte des Kartäuser bzw. Salesianer Klosters Buxheim und des barocken Chorgestühls und vieles mehr anhand von Präsentationen vermittelt werden. Zusätzlich zu den wöchentlichen „Kapiteln“ bekommen die Studierenden Schreib- und Interpretationsaufgaben, Verständnistests anhand von Multiple Choice und Richtig/Falsch-Fragen sowie eine Zusammenstellung des wichtigsten Vokabulars auf *Quizlet*, das ihnen das Leseverständnis erleichtern soll.

Beispiel eines Vokabelkartensets der Webseite *Quizlet*.

All diese Aufgaben zur Lektüre lassen sich problemlos an die jeweilige Sprachkompetenz einzelner Studierender anpassen und für eine Binnendifferenzierung innerhalb eines Kurses einsetzen – ein weiterer Vorteil des Einsatzes von Literatur als Lern-

plattform, den Byram und Kramsch betonen, da Literatur ab jedem fremdsprachlichen Niveau multiperspektivisch gelesen werden kann und eine differenzierte Aufgabenstellung ermöglicht (vgl. Byram und Kramsch, 28; Koppensteiner, 19).

Beispiele für Textarbeit am Kriminalroman *Erntedank*:

Aufgaben nach der Lektüre der ersten Woche, Buchauszüge von Seite 14-37.

- 1) Entwerfen Sie einen Steckbrief von der Hauptperson des Krimis! Wenn Sie dazu keine Informationen im Text finden, schätzen Sie!  
Name:  
Alter:  
Familienstand:  
Beruf:  
Eigenschaften:
- 2) Wo spielt *Erntedank*? Schauen Sie auf der Karte nach!
- 3) Was wissen Sie über diese Region? An welche Bilder denken Sie?
- 4) Welche Erzählperspektive finden Sie im ersten Teil der Lektüre?
- 5) Beschreiben Sie die Situation, in der wir Kommissar Kluftinger kennenlernen!
- 6) Beschreiben Sie den Toten! Wie sieht er aus?
- 7) Womit assoziieren Sie eine Krähe?
- 8) Zeichnen Sie ein Personendiagramm mit allen Figuren, die im ersten Teil der Lektüre auftauchen! In welcher Beziehung stehen sie zueinander?
- 9) In welcher Jahreszeit spielt der Krimi? Beschreiben Sie das Wetter und die Stimmung, die dadurch entsteht!
- 10) In welcher Umgebung wird der Tote gefunden? Beschreiben Sie die Umgebung und die Stimmung – wie hängen Jahreszeit, Wetter und Umgebung zusammen?

Anfangs noch nicht zu offensichtlich bereiten die Textaufgaben zu den wöchentlichen Textauszügen Schritt für Schritt eine Beschäftigung mit und eine Interpretation des Heimatbegriffs im Roman vor. Fragen wie beispielsweise:

- 1) Inwiefern entspricht nun die dargestellte Welt im Krimi den Bildern aus Tourismus, Werbung und Politik?
- 2) Welche Vorstellungen von *Heimat* und dem Schauplatz des Krimis hatten Sie vor Beginn des Kurses, welche nach der Lektüre?
- 3) Könnte Klüftinger in Hamburg/München/Berlin ermitteln? Was würde dies für die Handlung des Krimis bedeuten?
- 4) Inwiefern liefert der Ort den Rahmen für die Geschichte und damit auch die Lebensgeschichte Klüftingers?

besonders am Ende des Kurses nach Abschluss des Romans ermöglichen eine Reflexion zurück zum Ausgangspunkt, zum Kennenlernen eines abstrakten, nahezu unübersetzbaren Begriffs von zentraler Bedeutung für die deutsche Kultur, für den es im australischen Kontext kein Pendant gibt. Bedingt durch die relativ junge Geschichte des Landes spielen Regionalismus und Sprachvariationen in Australien keine Rolle. In einem traditionellen Einwanderungsland verlieren viele mögliche Definitionen des Begriffs *Heimat* in ihrer regionalen und örtlichen Gebundenheit im Sinne eines *native country/land* an Bedeutung. Ohne die interpretative Auseinandersetzung mit Literatur – unterstützt durch wöchentliche Textaufgaben und Diskussionen im Kurs –, in diesem Fall mit der Geschichte des Krimis, bliebe ein Verständnis für australische Studenten sehr abstrakt und mit Sicherheit nicht interessant genug, um sich über den Verlauf eines Semesters mit dem Thema zu beschäftigen.

### **Literatur:**

Applegate, Celia (1990). *A Nation of Provincials: The German Idea of Heimat*. Berkeley: University of California Press.

Barrette, Catherine M, Kate Paesani and Kimberly Vinall (2010). "Toward an Integrated Curriculum: Maximizing the Use of Target Language Literature" *Foreign Language Annals* 43.2: 216-230.

Byram, Katra and Claire Kramersch (2009). "Why is it so Difficult to Teach Language as Culture?" *The German Quarterly* 81.1: 20-34.

Esselborn, Karl (2010). *Interkulturelle Literaturvermittlung zwischen didaktischer Theorie und Praxis*. München: Iudicium.

Klüpfel, Volker and Michael Kobr (2004). *Erntedank*. München: Piper Verlag.

Koppensteiner, Jürgen (2001). *Literatur im DaF-Unterricht. Eine Einführung in produktiv-kreative Techniken*. Wien: öbv & hpt.

Lehmann, Christine (2008). „Doch die Idylle trägt. Über Regionalkrimis.“ *Das Argument* 50: 517-531.

MLA Ad Hoc Committee on Foreign Languages (2007). "Foreign Languages and Higher Education: New Structures for a Changed World".

Heruntergeladen von [http://www.mla.org/pdf/forlang\\_news\\_pdf.pdf](http://www.mla.org/pdf/forlang_news_pdf.pdf)

MLA Ad Hoc Committee on Foreign Languages (2008). "Transforming College and University Foreign Language Departments." *The Modern Language Journal*, 92: 287-295.

Wickham, Christopher J. (1999). *Constructing Heimat in Postwar Germany. Longing and Belonging*. New York: Edwin Mellen Press.

# Kaffee-Prinzen – der Versuch einer Verortung Seouls

*Sandra Linn*

*FLÜSTERNDE DÖRFER<sup>8</sup>  
Silke Scheuermann*

Obwohl unsere Städte ständig versuchen  
uns den Himmel vertrauter zu machen  
indem sie Aussichtspunkte  
Balkone Terrassen bereitstellen  
Obwohl sie behaupten man sehe von oben  
den womöglich zärtlichsten  
Punkt im All  
eine übergroße Murmel mit blauem Zentrum  
und sie uns Treppen und Aufzüge hochlocken  
uns die Sicherheiten zeigen  
Geländer und Netze  
die Schönheit  
der Leuchtreklamen  
Laster so klein dass wir uns selber  
riesig vorkommen  
Obwohl wir vom Lärm da unten  
fast schon betört sind  
hören wir manchmal das Flüstern der Dörfer  
und manchmal glauben wir etwas davon  
und springen  
wie Supermann

Der aktuelle Slogan Südkoreas lautet „Dynamic Korea“, für Touristen auch „Sparkling Korea“, und seine Hauptstadt wird als „Seoul, the Soul of Asia“ beworben, eine Metapher von einem prosperierenden Körper, mit dem Herzen an der rechten Stelle. Und wie schlägt es sich da? Was macht die Stadt aus, welcher *Apparatgeist* hält ihre Masse von Glas, Beton und Plastik zusammen, dass ein großer Teil der Südkoreaner es lieben wie hassen und ihre Heimat nennen?

Eine Inventur des urbanen Lebensraums publizierte 1996 der Kulturanthropologe Marc Augé in der „Ethnologie der Einsamkeit“. Dieser viel beachtete Text lotete über die Raumkonzepte von Simmel, de Certeau und Foucault hinaus die Grundlage einer neuen, an globalisierten Raumstrukturen ausgerichteten Kulturtheorie aus. Sein Werk, sowohl zugängliche emotionale Beschreibung, als auch streng sachliche Auseinandersetzung, ist Ausgangspunkt eines breiten Spektrums von Investigation zu den veränderten Dimensionen einer Gesellschaft, die nicht zum Prothesengott, sondern zum Cyborg wird. Buts that's okay (vgl. Park). Angelehnt an Augés Studie soll hier versucht werden, den Habitus des Stadtlebens im Herzen Asiens nachzuvollziehen. Der Begriff von Raum hat in Asien sicher eine andere Konnotation als in Europa, ebenso wie Öffentlichkeit und Privatheit unterschiedlich umgrenzt sind, doch begründet Augé nachvollziehbar, dass seine Perspektive global anwendbar ist. In diesem Sinne ist dieser Text eine Einladung, durch Seoul zu flanieren und die neuerliche Technisierung dieses Teils der Menschheit in der Global Village zu beobachten.

---

<sup>8</sup> Silke Scheuermann (2004). S.4.

## Seoul und seine digitale Masse

Geographisch quetscht sich Seoul in eine vom Han-Fluss und den umgebenden Bergen gezeichneten Fläche um teils uralte winzige Schreine oder weitflächige Palast- oder Parkanlagen. Fast 10 Millionen Menschen, also jeder fünfte Südkoreaner, leben in der Hauptstadt. Die verbliebene Population verteilt sich in verblässend unspektakuläre Millionenstädte quer über die Halbinsel oder den etwas verloren wirkenden Landsiedlungen, um kleine Stadtzentren oder in den Planentwürfen freistehender Hochhäusergruppen. Das Äußere der Gebäude, die abschreckenden Fassaden der Wohnhäuser oder teils skurrilen der Geschäfte, steht dabei nicht immer repräsentativ für das Interieur, so wie der Gang durch die Straßen auch nicht vermuten lässt, dass im über den Köpfen hängenden Kabelgestrick das womöglich weltweit beste Internetnetzwerk verborgen ist. Informationstechnisch auf einem Höchststand mit Breitbandverbindungen für alle, eingefordert von und fördernd für die im Namen des Wachstums malochende Gesellschaft, eines Wachstums, der den größten Teil der Bausubstanz innerhalb von 50 Jahren aus dem Nichts gestampft hat. Mit dem Ende des Koreakrieges verwandelte sich die 600 Jahre alte Hauptstadt zu großen Teilen in eine Einheit von Schnellbauten, Signum der Erinnerungslosigkeit, die wiederum mit dem zunehmenden Wohlstand der letzten Jahrzehnte durch ästhetisierten Sichtbeton- und Glasbauten ausgetauscht werden. Heute schwärmen Handwerker durch die Straßen und lassen unansehnliche Ladenfronten in wenigen Stunden hinter Holzverschalungen verschwinden, und improvisationsbegabte Techniker rüsten auf ihren roten Rollern die Stadt mit Glasfaserkabeln auf; ganz so wie ein anderer *Delivery-Service* Essen ins nächste Haus bringt. Zugespitzt prallt in Korea der Ruf „Ppali Ppali“ (빨리, 빨리) – „Schnell Schnell“ auf klassische Gelassenheit und den Willen zur Perfektion. Was zwischen diesen Arbeitsethiken vermittelt, ist ein aufmunternd gemeintes „Paithing!“ (Fighting, 파이팅). Während also Wolkenkratzer beim Workout einiger Angestellter ins Wanken geraten oder Schlimmeres passiert, steht die Internetverbindung sicher.<sup>9</sup>

Geographisch hat Seoul seine Grenzen erschöpft, virtuell erkunden seine Bürger neue. Über der Stadt fließt ein steter Datenfluss, dessen Zugang für seine Bewohner zunehmend von größerer Tragweite als ihre reale Situierung ist. *City of Bits* nannte der Architektur- und Medienprofessor William Mitchel eine solche Stadt und entwarf erste Visionen zur Beschreibung ihrer *realen Virtualität*, die sich in den Punkten des Transits und der Ungeschichtlichkeit sehr gut mit dem die reale Stadt beschreibenden Konzept Marc Augés verhaken. Wo Augé teilweise die Konsequenzen einer beliebig werdenden Umgebung fürchtet, begrüßt Mitchel die Chancen einer digitalen und hofft auf die Verquickung von Virtualität und Realität als passende Architektur für das neue Zuhause der Global Village. „The uncertainties and dangers of the bitsphere frontier are great, but it is a place of new opportunity and hope. [...] Increasingly, telecommunication systems replace circulation systems, and the solvent of digital information decomposes traditional building types.“<sup>10</sup>

Die Eindrücke der zeitlichen und räumlichen Liquidisierung durch Computertechnik sollten Mitchel folgend keineswegs den von Augé erwarteten Verlust an menschlicher Verortung darstellen.

Wer heute durch Seoul spaziert, muss zumindest nicht fürchten, seine WLAN-Verbindung würde unterbrochen. Das einzige, das in Seoul wohl tatsächlich noch besser ausgebaut ist als seine Datenströme, ist das öffentliche Verkehrsnetz, das Arbeitsplätze, Tempel, Umschlagplätze aller Art und Himmelsrichtungen miteinander verbindet. Werden gewöhnliche histori-

---

<sup>9</sup> Am 5. Juli 2011 brachten 17 Angestellte mit energischem Tai-Bo-Training das 39-stöckige TechnoMart-Gebäude minutenlang ins Wanken. Fast auf den Tag sechzehn Jahre zuvor begrub das einstürzende Sampoong-Hochhaus 501 Menschen unter sich. Pfusch am Bau und Bestechlichkeit der Bauherren gelten als Ursachen.

<sup>10</sup> William Mitchel (1996), *Schlussatz* (Teilweise online verfügbar, ohne Seitenangaben <http://www9.georgetown.edu/faculty/irvinem/theory/Mitchell-City-of-Bits-ex.html>, letzter Zugriff am 15.11.2012).

sche Stadtstrukturen als unvorteilhaft ausradiert, spiegeln sich die historischen Sehenswürdigkeiten in den Fronten der sie überragenden Nachbarschaft.



Bild 1: Bongeunsa-Tempel als Wallpaper des Koreanischen Tourismusbüros  
[http://www.visitkorea.or.kr/enu/asis/wallpaper/0711/paper0711\\_04\\_1024.jpg](http://www.visitkorea.or.kr/enu/asis/wallpaper/0711/paper0711_04_1024.jpg)

Zumeist sind das Firmensitze, deren Imposanz jedoch der Oberfläche verhaftet bleibt und woran auch die interessanteste Kunst am Bau wenig ändern kann. Ein Vorwurf an diese oft von Stararchitekten geplanten Gebäude lautet nun, sie könnten weder als relational eingebunden noch als historisch bezeichnet werden und seien daher keine verbindlichen, keine ‚anthropologischen Orte‘. Aber auch Augé erinnert bereits daran, dass die Pole Ort- und Nicht-Ort natürlich fließend sein können; in jedem geschaffenen Raum kann sich im Laufe der Zeit die Autorität der Einzigartigkeit einschreiben. Andererseits passiert es beim Beschauen der Masse historischer Bauten in Seoul gleichermaßen, das dem ermüdeten Betrachter der eine wie der andere erscheint. Tempel oder Palast, original oder wiedererbaut, den naiven Besucher kann es leicht verwirren, ob er sich in einem Kulturerbe traditioneller Werte oder einer Sehenswürdigkeit befindet. Nicht-Unterscheidbarkeit als Hauptmerkmal der Nicht-Orte tangiert so betrachtet auch deren Gegenentwurf *anthropologischer Orte*. Weitere Merkmale, wie die Konzeptionierung für den Transit und den massenhaften Kommerz, sind in der Fülle der Lokale und Einkaufsstraßen in Mengen anzutreffen. Es fällt de facto schwer, sich daran zu orientieren. Diese Auswaschung von Lokalkolorit widerläuft dem Bestreben der Konzerne, den Einkauf als Shopping-Erlebnis zu verkaufen; sie selbst unternehmen also Anstrengungen, zentrale Filialen nicht mehr *containerhaft*, sondern als Augenweiden mit Sitzplätzen einpassen zu lassen.



Bild 2: Flagstore der koreanischen FastFashion-Marke „8ght Seconds“ in Gangnam: Eingang, Front, Event zur Eöffnung.

Quelle: <http://blog.naver.com/jwchng3?Redirect=Log&logNo=90153711540>

In Zeiten der All-Verfügbarkeit von Produkten gewinnt die Bindung des Kunden an das Unternehmen an Priorität, und die Verkaufsflächen werden als dritte Orte<sup>11</sup> neben der Arbeitsumgebung und dem zu Hause inszeniert. Sie werden zu einem Versprechen von Event-Kultur und bewegen sich verstärkt auf die ebenso dieser Tendenz ausgesetzten Kunstbereiche zu. Der Versuch, durch Bewerbungen larger-than-life und allgegenwärtige Beschilderung Orientierungen zu generieren, ist gemäß Augé paradox. Er unterstellt den manipulierbaren hyperrealen Bildern der Leinwände und illuminierten Häuserfronten einen simulakren Charakter. In der Enge der Häuserschluchten werden die Weiten der Welt gezeigt, doch dabei gehen Informationen zu eng mit Werbung einher und es entsteht eine „Scheinvertrautheit“ (Augé, S.40) mit fingierten Welten.<sup>12</sup>



Bild 3: Fassadenbeleuchtung des Seoul Squares  
Robert Köhler, <http://500px.com/photo/10639997>

<sup>11</sup> Ray Oldenburg prägte 1989 für konnektivierende Orte wie das Lädchen um die Ecke in seinem Werk „The Great Good Place“ den Begriff der „Third Places“. Oldenburg fürchtete ihr Verschwinden und eine Verdrängung des öffentlichen Gemeindelebens. Seinem Aufruf zur Rettung der Third Places folgte umgehend eine Buchkette, nannte sich „Third Place Books“ und installierte ein mehretages Bücherkaufhaus mit Restaurants, Cafés, Agora und Förderverein.

<sup>12</sup> Passenderweise ist in Korea Wandern Volkssport, und die Werbeflächen werden von Outdoor-Kleidermarken häufig mit in unberührte Weiten aufbrechenden Pärchen bespielt.

## Kaffee-Prinzen und Kaffee-Ketten

Wie austauschbar Flughäfen, Freizeitparks<sup>13</sup> oder Fast-Food-Restaurants<sup>14</sup> per se sind, ist wenig interessant zu bestreiten. Vielmehr brennt die Frage, was ihre Zulauf-Springfluten befeuert und was private Geschäftsgründungen, der Ästhetik dieser nachzueifern. Vor fünf Jahren noch war der nahezu einzig erhaltbare Kaffee das übersüßte Instantgetränk am Ausgang eines Restaurants. Aktuell reihen sich die Filialen der verschiedenen Franchise-Ketten aneinander, wiederholen sich teilweise auf kurzer Strecke und werden von optisch nur unwesentlich davon variierenden privaten Kaffeetheken aufgelockert.

Zeitlich einher mit dem Start dieser Entwicklung ging die Ausstrahlung einer sehr populären Seifenoper namens *Coffee Prince* (커피프린스). Deren Figuren-Konstellation war typisch (ein Reigen um eine puppenhafte Frau und den perfekten Schwiegersohn, eine harmlos-unkonformere Frau und ihren Retter), erschuf aber eine neue zwitterhafte Hosenrolle und beschäftigte sich mit der brennenden Suche nach dem wahren Glück, dem eigenen und selbstbestimmten, was den traditionell vorbestimmten Lebensweg aus Verantwortung der Familie gegenüber und der Erfüllung gesellschaftlicher Erwartungen verneint. Anders als in der Zeit der ersten Kaffeestuben in Europa wird in Asiens Cafés bestimmt keine Revolution gestartet (vgl. Mohr), ihre Bedeutung für das Land ist jedoch vergleichbar explosiv. Sie bieten den Besuchern in einer kommerziellen und darüber salonfähigen Umgebung das, was es in Großstädten besonders zum Leidwesen junger Leute nicht gibt: verfügbaren Platz. Die Benutzung dieses künstlichen bzw. Nicht-Ortes unterliegt einem simplen Vertragsverhältnis<sup>15</sup>: Es gibt die beim Betreten juristisch akzeptierten Hausregeln, die ein unaufdringlicher Teil der verführerisch vertrauten Strukturen, von der Einrichtung bis zum Personal, sind. Besonders das Ideal der Reinheit, einer Mischung aus Sauberkeit, Gepflegtheit und Sicherheit, schmeichelt dem Besucher, der sich selbst jederzeit als „gestresster Stadtnomade“ kategorisieren kann. Der Besucher findet sich also mühelos zurecht, es ist bequem und warm und duftet nach Kaffee, der in Pappbechern serviert über Stunden vor Ort oder auf dem Sprung getrunken werden kann. Der Besucher hier kann sich zurücklehnen, passiv sein und seine Einsamkeit oder aber seine Kontakte pflegen. Die Cafés sind überall verfügbar, und schließt eines, gibt es rings umher sicher Ersatz; die für dort getroffene Verabredung muss nicht verlegt werden. Bewegung in der Großstadt kostet schließlich viel Zeit, die besonders Schüler und junge Angestellte nicht haben. In den Cafés können sich Freunde in Ihren Arbeitspausen erwischen, lose Bekannte erste Plauschversuche wagen, der Chef zum Brainstorming einladen und abends der Partner vorm Heimgehen getroffen werden. Die Tageskundschaft sind oft Studenten, die sich mit Büchern, Hausaufgaben und dem Smartphone zurückziehen, und keiner fragt, was sie dort eigentlich machen. Das übliche Ritual von Heterotopien wie Nicht-Orten, sich zumindest beim Verlassen bzw. Eintritt während des Bezahlens mit Karte zweifelsfrei auszuweisen, entfällt in Korea in der Regel, da die Kunden nicht unterschreiben, sondern nur kurz über das Eingabepad wischen. In den Kaffeeshops herrscht eine sehr sorgfältige Balancierung von Charakterhaftigkeit mit Beliebtheit, denn der Kunde soll den Unterschied zwischen Vorbild (z.B. kosmopolitärem Lifestyle), Marke (z.B. dem koreanischen Unternehmen und Marktführer Caffe Bene) und Kopie (Store) nicht wahrnehmen. Damit schwimmt der hyperreale Raum innerhalb der künstlichen Franchisewelten, während die zeitliche Gebundenheit der Menschen im Gegenzug immer stärker wird. Die vielfältigen Anspielungen und Auflösungen von Versprechen, Fake und Traditionen spiegelt die Homepage Caffe Benes hervorragend wieder:

---

<sup>13</sup> In Südkorea locken die deutlich an *Disneyland* angelehnten *Lotte-World* und *Everland* jährlich jeweils über 6 Millionen Menschen.

<sup>14</sup> McDonalds und Burger King bieten zwar auch in Korea einige an die hiesige Küche angepasste Burger an, es gibt aber auch etwas günstiger die *Lotteria*.

<sup>15</sup> Vgl. Vertragsverhältnis und Identifikation als Klassifikation eines Nicht-Ortes, Augé, S. 102.



We model ourselves like the traditional European coffee houses. **caffe bene** is a destination of rest and relaxation amid the hectic scene of city living. Through our coffees and delectable food items, we offer satisfaction in its simplest form. Life is bene, **caffe bene**.

## WHAT'S NEW

caffe bene cafe and eatery born to soothe, heal and revive with soulful menu! The classic yet modern place to serve the genuine ingredients of 'faith' and 'trust,' and also the rich history as crosswords of 'culture' and 'entertainment.'



Bild 4: Screenshot von der Homepage des koreanischen Coffeeshop-Unternehmens und Marktführers, Quelle: [http://caffebene.com/caffe\\_bene/](http://caffebene.com/caffe_bene/)

Zusammengesetzt aus Versatzstücken offenbart die letztlich Beliebigkeit der Nicht-Orte im Verhältnis zu den anthropologischen Orten jedoch eine tief verwurzelte Ähnlichkeit und Einsamkeit der Teilnehmer (vgl. Augé, S.121). Das Ringen um Individualisierung bzw. Andersartigkeit kann eine Person allein mit sich zurücklassen, und in der traumhaften Nicht-Ort-Umgebung wird sie keinen archimedischen Punkt greifen können. Erinnert sei, dass sich jedoch die traditionellen Geschäftsräume Koreas in diesem Punkt zumindest nicht wesentlich besser darstellen: Vielerorts finden sich Reihen von zumeist älteren Verkäufern, die ein identisches Produktangebot offerieren, dasselbe Obst, dieselben Schuhe. Auf maximal ausgereizte Verkaufsfläche wird lediglich dem Fernseher und einer Matte davor Platz eingeräumt, auf der sich der oder die LadenbetreiberIn den Tag vertreibt, jüngere haben dazu außerdem ihr Smartphone.

Es gibt erste Studien, die dem Smartphone eine Beeinflussung der Emotionalität nachweisen – ob zum Guten oder Schlechten, wird noch ausgehandelt. Gilt es in Südkorea normal als Zeichen der Schwäche, Gefühle zu zeigen, laufen die Chatrooms vor Kommentaren und Emoticons über. Der Austausch von Informationen und Befindlichkeiten läuft ununterbrochen, es gibt eigentlich keine Handlungen mehr, bei denen der elektronische Anhang nicht zur Hand ist. Hinsetzen und das Smartphone vor sich auf den Tisch legen sind ein Automatismus. Zuweilen scheint es, dass Orte oder Veranstaltungen primär besucht werden, um ein Foto davon posten zu können. Die geschaffenen Social Networks sind eine körperliche Erweiterung aus dem fragmentierten Nicht-Raum heraus in einen dezentralisierten und individualisierten virtuellen Raum hinein.<sup>16</sup> Bei Kakao und Facebook eingeloggt ist der Benutzer rund um die Uhr auch auf der virtuellen Dimension voll da und zugleich abwesend. Solche mobile Intimität ist immer auch eine Vollzeit-Intimität (vgl. Raiti, 6), was natürlich eine Unmöglichkeit in sich darstellt. Umstritten ist auch, ob der Konsum des Raumangebots einer Kaffeebar und die gleichzeitige Bedienung der Social Networks über die installierten HotSpots einer Immersion und persönlichen Selbstfindung der Besucher nutzt. Ein Hinweis gibt der erfolgreiche Slogan, den die Drogeriekette DM dem Dr. Faustus abgerungen hat: "Hier bin ich Mensch, hier kaufe ich ein."

<sup>16</sup> Heesang Lee zeigte, dass Verabredungen heute mit dem Smartphone bis auf den letzten Drücker verändert werden, dass tatsächliche Zusammenkommen wird offenbar unwichtiger (S.53).

Eine Umfrage unter Jugendlichen in Südkorea hat ergeben, dass viele von sich aus ein Gefühl der ontologischen Unsicherheit beklagen. Sie sind ihrer selbst unsicher; fühlen sich verpflichtet, *etwas* zu tun, ohne genau zu wissen *was*, aber immer mit dem starken Empfinden, sie täten *nicht genug* (vgl. Jaz Hee-jeong Choi, S. 28, im Original kursiv). Die *Wolken von Freundschaften* im Social Network liefern daneben ein binär getunneltes Feedback in Echtzeit: sie *liken* oder ignorieren gemachte Statements. Was geliked wird, ist dabei nicht schwer vorherzusehen. Die koreanische Generation Web 2.0 teilt ihre Träume: Einen guten Abschluss haben. Einen guten Job haben. Vielleicht eine Schönheits-OP. Heiraten. Familie. Einen Platz in der Welt behaupten.

„Haus“ und zugleich „Heimat“ heißt auf Koreanisch „Jip“ (집), der Ort, an dem man seine Kindheit verbrachte. „Ga-Jong“ (가정) daneben steht für „zu Hause“, dort, wo die Familie ist. Die damit verbundenen Werte wird der techno-soziale Rausch nicht aufheben, sie sind sozusagen unverkäuflich. Aber vielleicht kann er die daran gebundenen fossilisierten Gefüge aufbrechen – wenn sich bei einem Kaffee ein wenig von Allem erholt wird, von Zeit zu Zeit so abseits von der realen Welt. Dass wäre doch ein ganz realistischer Benefit.

## Quellen

Marc Augé (2011): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. 2. Auflage. (Online unter [http://swiki.hfbk-hamburg.de:8888/Medienoekologie/uploads/ auge-ortenichtorte.pdf](http://swiki.hfbk-hamburg.de:8888/Medienoekologie/uploads/auge-ortenichtorte.pdf), letzter Zugriff am 15.11.2012).

Jaz Hee-jeong Choi (2008): Searching the Self in Seoul: Trans-youth and Urban Social Networking in Korea. In Kristof, Nyiri (Hg.): Proceedings Communications in the 21st century: Mobile Communication and the Ethics of Social Networking ([http://eprints.qut.edu. au/14408/1/14408.pdf](http://eprints.qut.edu.au/14408/1/14408.pdf), zuletzt abgerufen am 15.11.2012).

Heesang Lee (2008): Mobile Networks, Urban Spaces and Emotional Spaces. In Aurigi, Aurigi/De Cindio, Fiorella (Hg.). Augmented urban spaces: articulating the physical and electronic city.

William Mitchel (1996): City of Bits: Space, Place, and the Infoban. (Teilweise online unter <http://www9.georgetown.edu/faculty/irvinem/theory/Mitchell-City-of-Bits-ex.html>, zuletzt abgerufen am 15. 11.2012)

Joachim Mohr (2005): Der Dritte Ort. In: Spiegel Special 5/2005. ([http://www.spiegel.de/ spiegel/spiegelspecial/d-40858021.html](http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-40858021.html), zuletzt abgerufen am 15.11.2012).

Chong-Wook Park (Regie) (2006): I'm a Cyborg, But That's OK ( 싸이보그지만 괜찮아, Saibogeuji man kwenchana) [FILM].

Gerard C. Raiti (2012): Mobile Intimacy: Theories on the Economics of Emotion with Examples from Asia. In: M/C Journal 10.1 (2007). 02.10.2012. (<http://journal.media-culture.org.au/0703/02-raiti.php>, zuletzt abgerufen am 15.11.2012).

Silke Scheuermann (2004): Flüsternde Dörfer. In: Der zärtlichste Punkt im All.

## Bildquellen (letzter Aufruf am 16. November 2012)

Bild 1: Serviceseiten der Koreanischen Tourismusorganisation, [http://www.visitkorea.or.kr/enu/asis/wallpaper/0711/paper0711\\_04\\_1024.jpg](http://www.visitkorea.or.kr/enu/asis/wallpaper/0711/paper0711_04_1024.jpg)

Bild 2: Blog - WOonG's World, <http://blog.naver.com/jwchng3?Redirect=Log&logNo=90153711540>

Bild 3: Blog - Robert Köhler, <http://500px.com/photo/10639997>

Bild 4: Webpräsenz Caffee Benes - WW [http://caffebene.com/caffee\\_bene/](http://caffebene.com/caffee_bene/)

# Heimatessen

Michael Menke

Vor ein paar Tagen nahm unsere Chemnitzer Austauschstudentin am Deutschunterricht der koreanischen Klasse teil. Meine Studenten sollten ihr möglichst viele Fragen stellen. Und natürlich ging es bald darum, ob sie Heimweh habe, was ihr in Korea fehle oder was sie sehr vermisse. Erste spontane Antworten drehten sich um das Essen, ihr fehlten Käse, Brot und deutsches Bier. Einige der koreanischen Studenten waren in den Ferien oder für ein Semester bereits in Deutschland gewesen und konnten bestätigen, dass man oft Sehnsucht nach dem „Heimatessen“ hat. Dann wird in Deutschland der Karton mit „Ramyon“ herausgeholt, den man im Asien-Shop erstanden hat, oder das letzte Kimchi, das man im Flugzeug mit ins Handgepäck genommen hatte.

Essen ist scheinbar ein wesentlicher Teil des Heimatgefühls oder des Heimwehs. Lebt man im Ausland, sucht man bald Läden, in denen man „seine“ gewohnten Lebensmittel bekommen kann. Das gilt für Koreaner wie für Deutsche. In einem Text von Franz Hohler über einen portugiesischen Gastarbeiter in Deutschland heißt es: „Was man die ersten zwanzig Jahre gegessen hat, isst man ein Leben lang.“<sup>17</sup>

Da Essen als Teil des Heimatbewusstseins scheinbar so wichtig ist, habe ich mir einige DaF-Lehrbücher angesehen, besonders auf die Beschäftigung mit dem Bereich Essen. Meine Fragestellung war, wie das Thema einerseits auf das Zielland hin behandelt wird, aber auch, inwieweit Essgewohnheiten der Lerner eingebracht werden. Denn Studenten oder Schüler, die Deutsch lernen oder vielleicht in den deutschsprachigen Raum gehen wollen, sollen dort sicherlich auch etwas über ihren Kulturkreis und damit über ihre Essgewohnheiten erzählen können. Als Lektor in Korea muss ich berücksichtigen, was für meine Studenten wichtig zu lernen ist, wenn sie nach Deutschland gehen, aber auch, was notwendig ist, wenn sie vielleicht nur in Korea bleiben werden.

Die Lehrwerke habe ich ziemlich willkürlich ausgewählt, was eben in meinem Lehrbuchregal vorhanden ist. Darunter waren alte wie neuere Bücher.



*Deutsche Sprachlehre für Ausländer 1* (1980, Hueber): In den Texten wie in den Übungen, die aus heutiger Sicht sehr altbacken wirken (mit denen aber tausende von Studenten damals Deutsch gelernt haben) kommen fast nur Deutsche und die Lebensverhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland vor. Der ausländische Deutschlerner steht als Betrachter den Texten gegenüber und soll so, neben der Sprache, lernen, wie die „anderen“ sind. Selbst in der Lektion, welche die Herkunft behandelt, tauchen manchmal „reinsche“ Satzübungen auf wie „Arbeitet Herr Müller in London?“

---

<sup>17</sup> Franz Hohler, In einem anderen Land, in: Die blaue Amsel, München 1995

Beispiel aus einem Lesetext:

### Peter und Hans studieren in München

Seit einem Monat studiert Peter in München. Er wohnt mit seinem Freund Hans bei Familie Krüger, Elisabethplatz 30. Herr Krüger ist Kaufmann, seine Frau ist Hausfrau. Die Wohnung ist nicht weit von der Universität und liegt gegenüber der Post.

Morgens um 8 Uhr geht Peter aus dem Haus und fährt mit dem Fahrrad zur Universität. Hans geht immer zu Fuß, denn der Weg ist nicht weit. Vom Elisabethplatz zur Universität braucht er ungefähr zehn Minuten.

Mittags geht Peter mit Hans zum Essen. Sie gehen die Ludwigstraße entlang, dann links um die Ecke zum Gasthaus „Altschwabing“. Dort ißt man sehr gut. Gewöhnlich bestellen sie das Menü. Das ist nicht so teuer und geht schnell. Nach dem Essen lesen sie manchmal noch eine Zeitung oder eine Illustrierte und trinken ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee.

Dann geht Peter wieder zur Universität, denn er hat nachmittags noch Vorlesungen. Hans macht manchmal einen Spaziergang durch den Park, dann geht er nach Hause und arbeitet für seine Prüfungen. Abends essen Peter und Hans meistens zu Hause. Nach dem Abendessen arbeiten sie gewöhnlich nicht mehr sehr viel. Sie gehen spazieren, besuchen Krügers zum Fernsehen, gehen ins Kino oder ins Theater, oder sie sitzen mit ihren Freunden zusammen. In Schwabing\* gibt es viele Weinstuben und Beatkeller; dort sitzt man bis nach Mitternacht, redet oder hört Musik.

*Grundkurs Deutsch* (1988, Hueber):

In einem Dialog „im Restaurant“ unterhalten sich Herr und Frau Meyer über das Menü. Es kann gewählt werden zwischen „Kalbsbeuschel“ und „Wiener Schnitzel“. Ersteres kennt nicht einmal Frau Meyer. Im weiteren Verlauf erklärt der Ober, dass es sich dabei um Lunge handelt. Das Wort „Lunge“ wurde vorher nicht eingeführt, der ahnungslose Lerner muss sich also auf die Suche im Wörterbuch begeben und wird sich dann wundern, was Deutsche so essen.

Die angefügte Speisekarte bietet auch für Nicht-Deutsche Rätselhaftes, z.B. Zwiebelfleisch oder die „abendliche Aufschnittplatte“, also Wörter, die man auch nicht unbedingt gleich nachschlagen kann. Bewundern wird man aber die Deutschen nach dieser Lektion schon, denn Herr Meyer bestellt nun todesmutig die genannten Kalbsbeuschel. Frau Meyer: „Magst du das denn?“, Herr Meyer: „Woher soll ich das wissen?“

#### 1. Was gibt's zu essen?

Abends kommen Herr und Frau Meyer müde ins Hotel zurück.

HM: Was gibt's zu essen?

FM: Das weiß ich auch nicht. Sieh mal auf den Plan, der hängt nebenan im Flur.



Herr Meyer liest den Speiseplan.

HM: Heute ist Dienstag, nicht?

FM: Ja.

HM: Dann gibt's Kalbsbeuschel.

FM: Was ist denn das?

HM: Keine Ahnung. Da müssen wir den Ober fragen.

#### 2. Beim Abendessen

FM: Herr Ober, was ist denn das, – „Kalbsbeuschel“?

O: Das ist Lunge.

FM: Oh, die mag ich nicht!

O: Sie können auch Wiener Schnitzel haben. Mögen Sie das?

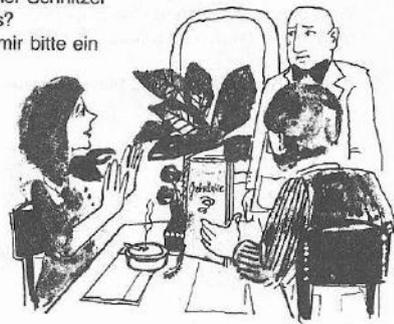
FM: Ja, gern. Bringen Sie mir bitte ein Schnitzel.

O: Und Sie?

HM: Ich probiere Kalbsbeuschel.

FM: Magst du denn das?

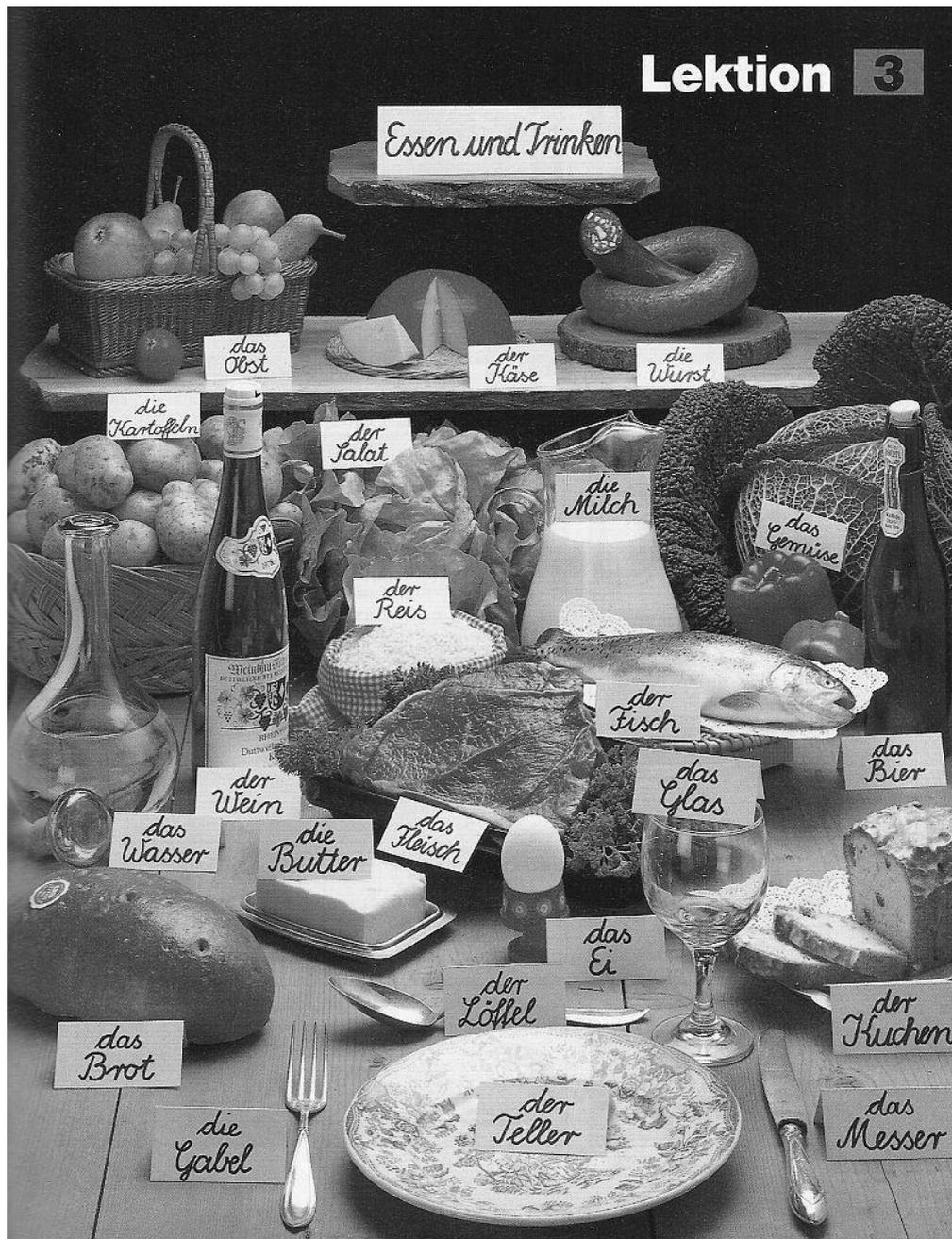
HM: Woher soll ich das wissen!



einunddreißig 31



*Themen neu* (1996, Hueber): Die Lektion 3 wartet mit dem Thema „Essen und Trinken“ auf und beginnt mit einem einseitigen Foto, auf dem Lebensmittel und deren Grundbegriffe zu sehen sind, also „das Obst, die Wurst, der Reis, der Fisch, das Bier“, aber auch „das Messer, die Gabel, der Teller“. In den folgende Übungen geht es um Personen und was sie essen. Auch hier tauchen eher allgemeine, international bekannte Lebensmittel auf: Hamburger, Salat, Pizza, Hähnchen. Westlich sind nur belegte Brote oder Brötchen. Richtig deutsch wird es bei den Biersorten. Hier wird der Lerner mit Altbier, Bockbier, Kölsch und Weizen bekanntgemacht. Die Möglichkeit, über eigene Lebensmittel zu sprechen (bei Koreanern z.B. mit dem Vokabular „scharf, Pepperoni, Gewürze, Ess-Stäbchen, Reisschüssel) bekommt man nicht.





*Der grüne Max 2, Deutsch als Fremdsprache für die Primarstufe* (2008 Langenscheidt): Kapitel 2 trägt den Titel „Was ich den ganzen Tag esse“. Der Inhalt zielt natürlich auf Kinder hin, aber beim Lesen bekommt man den Eindruck, dass für diesen Lernerkreis das deutsche/europäische Essen bereits als bekannt vorausgesetzt wird. Es geht um Fisch mit Bratkartoffeln, Würstchen mit Ketchup und Apfelschorle. Auch kurze Texte wirken sehr „deutsch“: „Die Marzipantorte meiner Oma schmeckt mir am besten. ... Mein Vater isst sehr viel. Am liebsten mag er fette Koteletts, aber nur, wenn es Kartoffeln und Tomatensalat dazu gibt.“ Auch die abgebildete Speisekarte des Restaurants „Deutsche Eiche“ vermittelt natürlich nur Wörter aus dem deutschen kulinarischen Bereich. Am Ende der Lektion wird es dann aber doch etwas internationaler, mit der Frage, was gesünder sei, Döner oder Vollkornbrot? Und auch das Rezept für Spaghetti Bolognese ist nicht unbedingt ur-teutonisch.

3

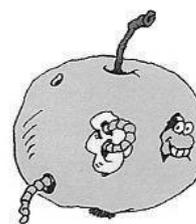
### Döner oder Vollkornbrot?

Lies die Interviews. Welche Produkte finden diese Personen gesund (markiere grün), welche ungesund (markiere rot)? Erzähle.



**Felix, 11 Jahre alt:**

Obst und Gemüse sind gesund, aber ich esse nur Äpfel und Möhren gerne. Auch Pizza und Nudeln sind OK, wenn man sie nicht zu oft isst. Gesund ist alles, was viele Vitamine hat. Vitamine sind sehr wichtig.



**Olaf, 10 Jahre alt:**

Alle sagen Salate und Vollkornbrot sind gesund, aber das mag ich nicht besonders. Ich esse lieber Döner, Würstchen und Pizza. Meine Mutter meint, das ist sehr ungesund. Aber ich bin doch gesund. Ich esse auch Birnen und Orangen gern. Sie sind doch gesund oder?



**Natalie, 13 Jahre alt:**

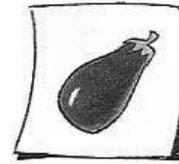
Meine Mutter sagt: Ich muss viel Milch trinken und Fisch essen. Das ist für mich gesund. Ich esse auch Joghurt und Müsli. Zu Hause essen wir auch Fleisch, aber nicht sehr oft. Mittags gibt es bei uns immer Salat und nachmittags Obst. Aber ich mag auch Pizza und Süßigkeiten. Sie schmecken mir. Ich weiß, sie sind nicht gesund.



*Berliner Platz 1, neu* (2009, Langenscheidt): Die Lektion 5 „Was darf’s sein?“ beginnt mit Bildmaterial zu Geschäften und den Grundwörtern wie Fleisch, Apfel, Zucker, Milch. Damit verbunden werden die Maße. Aber auf der nächsten Seite kann auch der Lerner etwas zu seinen Essgewohnheiten sagen, in der Übung „Welche Lebensmittel sind für Sie wichtig? Wie heißen sie auf Deutsch?“ Beispiel: „Was heißt Berenjena auf Deutsch? - Äh, ich glaube, Aubergine.“ Das war es dann aber auch schon, am Ende der Lektion folgt lediglich noch der Hinweis, dass man im Internet das Suchwort „kochen international“ eingeben kann.

#### 4 Lebensmittel weltweit

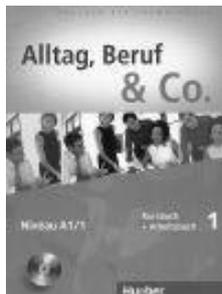
a Welche Lebensmittel sind für Sie wichtig? Wie heißen sie auf Deutsch?



- Was ist denn das? Eine Birne?
- Nein, eine Mango. Das heißt auf Deutsch auch Mango.

- Was heißt „berenjena“ auf Deutsch?
- Äh, ich glaube, Aubergine!

b Schreiben Sie Ihren Einkaufszettel für das Wochenende: Frühstück, Mittage



*Alltag, Beruf & Co. 1* (2012, Hueber): Dieses Lehrwerk wendet sich speziell an Lerner, die in den deutschsprachigen Ländern leben und arbeiten wollen. Unter der Überschrift „Kartoffeln? – Kartoffeln! – Kartoffeln ...“ werden aber nicht nur deutsche Gegebenheiten vorgestellt, sondern es gibt Fragestellungen wie z.B. „Wieviel Prozent der Menschen in Frankreich, Deutschland, Spanien, Großbritannien essen Fast Food?“ Auch kulturkontrastive Hörtexte werden verwendet: „Familie Brenner erwartet Huang Lihua um 20.00 Uhr zum Abendessen“, „Trinkt man in China auch Wein zum Essen?“, in denen es nicht nur ums Essen, sondern auch um verschiedene Verhaltensregeln oder Höflichkeitsformen geht.

Wie ist es bei Ihnen?

12 Pünktlich – unpünktlich? Höflich – unhöflich?



Familie Brenner erwartet Huang Lihua um 20.00 Uhr zum Abendessen. Sie kommt um 20.15 Uhr. Das Essen ist fertig. Herr Brenner holt gerade die Getränke. Herr und Frau Brenner begrüßen Frau Huang freundlich.

Ist Huang Lihua pünktlich oder unpünktlich? Ist sie



*DaF kompakt A1-B1* (2011, Klett): Die Protagonisten in der 8. Lektion „Hmmm, das schmeckt“ sind von vornherein zwei anscheinend Deutsche namens Wibke und Manfred. Exotischer Höhepunkt dieser Lektion ist, dass die beiden ein österreichisches Lokal, das „Wiener Beisl“, besuchen, auf dessen Karte Tafelspitz mit Rösterdäpfeln (bitte richtig lesen!) und Marmeladepalatschinke zu finden ist. Selbst für Deutsche dürfte da vieles fremd wirken.

An dieses Themenfeld hängen sich dann Übungen zu „ein – kein – mein“ oder „gern – lieber – am liebsten“ an. Auch der Wortschatz der Lektion ist auf das deutsche Umfeld beschränkt, man isst und kocht mit Löffel, Messer, Gabel und Suppentopf.

**1 Was essen wir heute?**

a Lesen Sie die Speisekarte. Welche Wörter kennen Sie? Schreiben Sie sie in die Tabelle.

Wiener Beisl	
Vorspeisen	
Vorspeiseteller mit Fladenbrot (vegetarisch)	6,20 €
kalt Rindfleisch mit Kernöl und Zwiebeln	7,60 €
Suppen	
Karottensuppe (vegetarisch)	3,10 €
Hühnersuppe mit Nudeln	3,90 €
Hauptspeisen	
Gemüseauflauf mit Erdäpfeln (vegetarisch)	8,40 €
Schweinsbraten mit Kraut und Knödel	12,50 €
Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat	10,80 €
Tafelspitz mit Rösterdäpfeln	14,20 €
Zanderfilet mit Reis und Salat	14,50 €
Forelle blau mit Erdäpfeln und Salat	10,80 €
Süßes / Desserts	
Marmeladepalatschinke, pro Stück	2,50 €
Topfenstrudel mit Vanillesauce	4,80 €
Nusstorte mit Schlagobers	3,20 €
Getränke	
Mineralwasser 0,3 l	1,90 €
Apfel- oder Birnensaft 0,25 l	2,10 €
Bier 0,3 l	2,10 €
Hauswein weiß oder rot 0,2 l	4,10 €

**Besteck / Geschirr**

- die Gabel, -n
- der Löffel, -
- Esstöffel
- Suppenlöffel
- Teelöffel
- das Messer, -
- der Teller, -
- Essteller
- Suppenteller
- die Tasse, -n
- Kaffeetasse
- das Glas, -er
- Wasserglas
- Weinglas
- der Topf, -e
- Suppentopf
- die Serviette, -n

Gemüse	Fleisch	Fisch	Dessert
die Karotte			



*Studio D A1* (2005, Cornelsen): Am Ende der Lektion 10, „Essen und trinken“ wird dem Lerner vermittelt, was er gelernt hat: dass er nun über Essen sprechen kann, was er gern, lieber oder am liebsten isst, wie er das Essen im Restaurant bestellt und nach dem Preis und der Menge fragen kann.

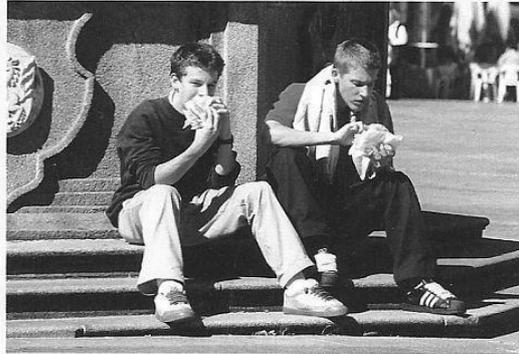
Schaut man in die Texte und Übungen dieser Unterrichtseinheit, stellt man fest, dass sich das allerdings nur auf Essen und Trinken in den D-A-CH-Ländern bezieht. Texte sind zu finden über „Was essen Berliner Schüler?“ oder Übungen zu Essen in Deutschland, Österreich und in der Schweiz. Über seine eigenen Vorlieben kann der Lerner nur sehr allgemein Auskunft geben.

## Currywurst ist bei Berliner Schülern nicht mehr „in“ – Lieblingessen: Pizza und Döner

Jugendliche essen gern Fastfood. Dies hat viele Gründe. In unserer Schule haben wir 100 Schülerinnen und Schüler im Alter von 13 bis 16 Jahren befragt. Unsere Frage: Was ist dein Lieblingessen?

Das Ergebnis: Pizza, Döner, Hamburger und Pommes sind sehr beliebt bei Jugendlichen. 29 Prozent erklären die Pizza zu ihrem Lieblingessen, auf dem zweiten Platz landet der Döner mit 27 Prozent, danach folgt der Hamburger mit elf Prozent. Pommes mögen nur zehn Prozent am liebsten, die Currywurst sogar nur fünf Prozent! Wie man sieht, ist die Currywurst unter Schülern nicht

mehr so beliebt wie früher. Gemüse mögen nur zwei Prozent lieber als Fastfood. Fastfood ist beliebt. Es ist billig und schmeckt gut. Es ist eben „in“.



b) Welche Antworten geben die Jugendlichen? Machen Sie eine Hitliste. Was ist „in“?

Platz	Essen	Prozent
1 .....	<i>Pizza</i> .....	.....
2 .....	.....	.....

## Das kann ich auf Deutsch

über Essen sprechen

Ich esse gern Äpfel. Ich esse lieber Obst als Gemüse.  
Welchen Kuchen magst du am liebsten?

einkaufen

- Was darf es sein?      ♦ Ich hätte gern ein Kilo Kartoffeln.
- Noch etwas?            ♦ Vier Orangen, bitte.

nach dem Preis fragen und antworten

- Was kosten die Bananen?      ♦ 1,99 das Kilo. Das ist günstig.



*Lernen Sie Deutsch!* (1996, Benedict Press) ist ein koreanisches Lehrbuch und hat den Untertitel „Grundkurs für Koreaner“. Die einzelnen Texte sollen neben den Sprachregeln ein Deutschlandbild vermitteln, aber die Lerner auch in die Lage versetzen, ihren (koreanischen) Hintergrund auszudrücken. In einem Lesetext heißt es: „Essen ist in Korea und in Deutschland sehr verschieden. Die Deutschen essen gern Brot: morgens mit Marmelade, abends mit Wurst oder Käse. Viele kochen nur mittags: dann gibt es Kartoffeln, Gemüse, Fleisch (am Freitag Fisch) und Obst.“

In Übungen wird eher auf das verwiesen, was der koreanische Lerner kennt: „Möchtest Du Bulgogi essen? – Nein, danke! Ich habe keinen Hunger.“ Und auch das Essbesteck bietet beides, deutsche wie koreanische Begriffe.

## 4. Lehnen Sie höflich ab: Ich habe kein- ...

Beispiel: Möchten Sie Bulgogi essen? — Nein, danke! Ich habe keinen Hunger.

Ich habe *keinen Hunger*. (keinen Durst; kein Geld; keine Zeit; keine Lust)

- a) Möchten Sie Galbi essen? — Nein, danke!
- b) Möchten Sie etwas trinken? — \_\_\_\_\_
- c) Möchten Sie Kaffee trinken? — \_\_\_\_\_
- d) Essen Sie ein Stück Kuchen? — \_\_\_\_\_
- e) Spielen Sie heute wieder Fußball? — Nein, \_\_\_\_\_
- f) Spielen Sie morgen Tennis? — \_\_\_\_\_
- g) Kaufen Sie jetzt ein Wörterbuch? — \_\_\_\_\_

## 5. Wie heißt das auf deutsch? Bitte schreiben Sie! (\* Wortschatzübung 6; Begleitbuch, S. 156)

Das heißt



Tasse.



*Hallo!* (2002, koreanisches Erziehungsministerium, Lehrbuch für Oberschulen) ist eines der Lehrwerke, die für Schulen in Korea regelmäßig neu erarbeitet werden. Auch hier ist das Ziel, den Schülern neben der Sprache das Grundwissen über die deutschsprachigen Länder zu vermitteln. Texte und ergänzende Fotos oder Tabellen vermitteln einige Hintergründe, und die Schüler sollen auch selbst in die Lage versetzt werden, beide Kulturkreise zu vergleichen. Didaktisch ist man nicht immer auf dem letzten Stand, es wird eher das System von Auswendiglernen und Wiederholen betont. Es gibt aber dennoch die Möglichkeit, kontrastiv Texte und Übungen zu verwenden.

Ich muss gestehen: Als ich begann, diesen Text zu schreiben und mir diverse Lehrbücher anzusehen, hatte ich die feste Ahnung bereits im Kopf, dass ich weder die Wörter Ess-Stäbchen noch Nudelsuppe in einer Lektion finden würde, zumindest nicht in deutschen Lehrbüchern im Anfänger-Niveau. Dieses Urteil hat sich bestätigt. Jeder deutsche Provinz-Supermarkt hat heute Mangos, Artischocken, Schafskäse oder Asiatische Fertignudeln im Angebot. Und auch Deutsche essen das. In den deutschen Lehrbüchern dagegen wimmelt es von Kalbshaxen, Rotkraut und Apfelstrudel. Unsere Studenten lernen nicht nur mit dem Ziel, irgendwann einmal nach Deutschland zu gehen, um dort Jägerschnitzel mit Bratkartoffeln zu essen. Sie werden dort bestimmt auch über ihre Herkunft, ihre Heimat befragt, was sie gewohnt sind zu essen, wie und womit sie essen, welche Regeln man beachten muss.

In Korea, in koreanischen Firmen, werden deutschsprachige Mitarbeiter deutsche Gäste oder Geschäftsleute empfangen, denen sie natürlich, auf Deutsch, etwas über ihre Ess-Kultur nahebringen möchten. So finde ich es wichtig, auch schon am Beginn, vielleicht erst nur in eingeschränktem Maß, das Handwerkszeug mitzugeben, mit dem Deutschlerner etwas von sich und ihrer Heimat berichten können.

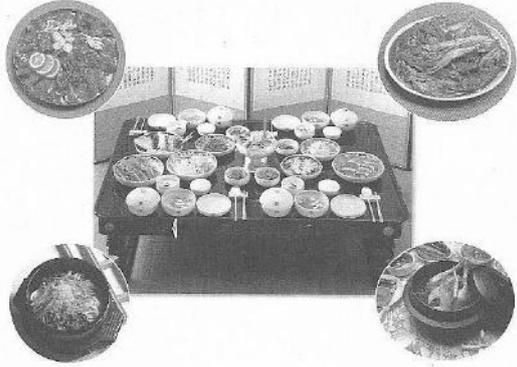
Wohl kaum ein koreanischer Student in Deutschland wird in den ersten Wochen sagen müssen: „Zum Frühstück esse ich ein Käsebrod“.

Am Ende der Unterrichtsstunde sahen wir uns noch die Mensa-Homepage der TU-Chemnitz an. Es gab dort deftigen Schweinebraten mit Bayrisch Kraut und Knödeln (1,90 €), aber auch Pikante Sesamnudeln mit asiatischem Gemüse (1,40 €), Scharfes Chili (1,90 €), Moussaka (1,90 €) und Italienischen Nudeltopf (1,40 €), das meiste aus DaF-Lehrbüchern unbekannt.

**BAUSTEINE**

Was können Sie empfehlen ?  
 Was ist gut ?  
 Was ist typisch deutsch ?  
 Was ist typisch italienisch ?  
 Was ist typisch japanisch ?  
 Was ist typisch koreanisch ?  
 Typisch koreanisch ist \_\_\_\_\_  
 Typisch deutsch ist \_\_\_\_\_  
 Typisch italienisch ist \_\_\_\_\_

Spagetti, Wurst, Kimchi, Pizza,  
Galbi, Sushi, Bulgogi



die Bedienung im Restaurant oder Café ruft man

„Herr Ober!“ (zu Männern)  
 „Fräulein!“ (zu Frauen)  
 oder einfach:  
 „Hallo!“

aus „Hallo!“

Essen und Trinken

# Heimat in Zeiten der Globalisierung

## Kurzbericht zum Filmworkshop mit Sung-Hyung Cho in Busan

Nils Reschke

Vom 5. bis 8. September 2012 fand in Busan ein viertägiger Filmworkshop mit der koreanisch-deutschen Regisseurin und Professorin für Dokumentarfilm Sung-Hyung Cho („Full Metal Village“, „Endstation der Sehnsüchte“) statt. Dieser vom DAAD großzügig unterstützte Workshop hatte das Ziel, koreanische Studierende zu einer Reflexion der Frage „Was ist Heimat?“ in einer globalisierten Welt anzuregen. Diese Auseinandersetzung fand im emphatischen Sinne des Begriffs *workshop* jedoch nur partiell theoretisch statt. Demgemäß zielten ein einführendes Referat zum Heimatbegriff sowie Sung-Hyung Chos Vorstellung ihrer Konzeption des `dokumentarischen Heimatfilms` am Vormittag des ersten Veranstaltungstages primär darauf ab, die Studierenden zu einer *filmischen* Antwort auf die Ausgangsfrage in Form eines dokumentarischen Kurzfilms anzuregen.

Die Teilnehmer waren 15 Studierende von den drei Deutschabteilungen der Busan University of Foreign Studies (BUFS), der Korea Maritime University (KMU) und der Pusan National University (PNU). Diese Germanistik-Studierenden erhielten während des Workshops von vier Tutoren des Department of Visual Media der gastgebenden Universität BUFS technischen Beistand. (Eine Einführung in die Bedienung von Kamera und Ton hatte bereits im Vorfeld stattgefunden.)

Nach den Impulsreferaten des ersten Tages wurden die Teilnehmer von Frau Cho aufgefordert, innerhalb von dreißig Minuten ein Thema für einen Kurzfilm von etwa 5-8 Minuten Länge zu finden, was allen Teams auch mit erstaunlicher Leichtigkeit gelang. Anschließend diskutierten die Teams in großer Runde die Realisierbar-

keit und etwaige Risiken bei der Umsetzung der Ideen, bevor sie nähere Absprachen für den Dreh trafen.

Der zweite Tag des Workshops war der Drehtag: Eine der Gruppen hatte das Thema `Korea als Heimat für Ausländer` gewählt und die Zielgruppe ihrer Dokumentation waren chinesische Studierende. Die zweite Gruppe hatte sich für ein Feature über einen ihrer Teilnehmer entschieden, der in sehr persönlicher und amüsanter Form über sein Verständnis von Heimat Auskunft gab. Die dritte Gruppe hatte sich das Thema `Heimatverlust` ausgesucht. Hintergrund dieses Films ist der bevorstehende Umzug der BUFS, die ihren kleinen Campus in Hafennähe zugunsten eines größeren im Norden der Stadt aufgeben wird. Mit Heimatverlust ist dieser Umzug insofern verbunden, als die Universität auch Eigentümer von Wohnblocks ist, in denen vor allem ältere Busaner seit Jahrzehnten wohnen und heimisch geworden sind. Ohne einen der drei Filme gegenüber den anderen hervorheben zu wollen, war doch der letztgenannte Film mit seinen einfühlsamen Interviews jener älteren Bewohner, die aus diversen Gründen bereits bis zu zwölf Mal (!) in ihrem Leben `zwangsumgesiedelt` wurden, besonders beeindruckend.

Am dritten Tag des Workshops wurde das gefilmte Material gesichtet und geschnitten. Hierbei drohte das Projekt kurzzeitig zu scheitern, denn es stellte sich heraus, dass den Studierenden lediglich ein einziger Schnittplatz zur Verfügung stand. Angesichts dessen ist es umso erstaunlicher, dass es Frau Cho gemeinsam mit den Studierenden gelungen ist, den Schnitt aller Filme zu beenden und tatsächlich drei Kurzfilme zu produzieren – mit Bild, Ton,

Musik, Abspännen und sogar deutschen Untertiteln. Dafür haben die Studierenden bis tief in die Nacht gearbeitet - und das Ergebnis hat die Erwartungen aller Beteiligten weit übertroffen. Möglich wurde dies letztlich zum einen durch das gute Klima der Studierenden untereinander. Andererseits war es ein Glücksfall, dass sich auch die Tutoren der Filmabteilung letztlich voll mit dem Projekt identifiziert haben, so dass sie ebenfalls einen großen Anteil am Zustandekommen der Kurzfilme hatten.

Am vierten Tag des Workshops wurde die studentische Arbeit durch einen Workshop von Professoren, Dozenten und Ortslektoren aus Busan und ganz Korea zum Thema Heimat abgerundet, an dem zu Spitzenzeiten bis zu 50 Personen teilnahmen. Dieser Tag war gewissermaßen aber auch der vierte Tag des studentischen Workshops, denn von vornherein war es vorgesehen worden, dass die Studierenden eine Hauptrolle spielen sollten und ihre Kurzfilme als Einstieg in die Diskussion präsentieren sollten. Von diesen Präsentationen ausgehend gelang es denn auch fast mühelos, eine Diskussion über das Thema Heimat und des Heimatverlust in Gang zu setzen, zumal mit Nils Reschkes (PNU/Busan) Beitrag „Heimat im deutschen Film“ und Lee Ho-geol (BUFS/Busan) Vortrag „Heimat im koreanischen Film“ auch noch eine komparatistische Perspektive eingebracht wurde. Im Anschluss ergaben sich dementsprechend lebhafte Diskussionen in angenehmer Atmosphäre, an der sich so-

wohl Koreaner als auch Deutsche rege beteiligten.

Zum Abschluss des Workshops durften die Teilnehmer noch den neuen Dokumentarfilm Sung-Hyung Chos – „11 Freundinnen“ (ein Dokumentarfilm über die deutsche Frauen-Fußball-Nationalmannschaft vor bzw. während der WM 2011 in Deutschland) – als Rohfassung und quasi-inoffizielle Weltpremiere ansehen. Das Programm endete mit einem gemeinsamen Abendessen.

Fazit: Der Workshop „Heimat in Zeiten der Globalisierung“ mit Sung-Hyung Cho hat sich in mehrfacher Hinsicht als Erfolg erwiesen. Zum einen ist es gelungen, die Studierenden von drei Deutschabteilungen in Busan zu einer Kooperation über universitäre Grenzen hinweg zu bewegen. Dass der Workshop dabei ein Nachdenken über das in der globalisierten Welt –zumal in der dynamischen Gesellschaft Koreas – besonders virulente Verhältnis zu Heimat und Heimatverlust angeregt hat, ist eines seiner Verdienste. Dass es ferner gelungen ist, den Workshop weitgehend in deutscher Sprache zu halten und somit die Neugierde auf die `deutsche Heimat` und Sprache zu vertiefen, ist ein anderes Verdienst. Die bevorstehende Fortsetzung der Diskussion auf dem Lektorentreffen der LVK am 1. Dezember schließlich belegt nicht nur die Nachhaltigkeit des durchgeführten Projekts, sondern ist sicherlich auch ein Indiz dafür, dass die Reflexion über die Heimat und das, was heimisch ist, gerade in der Fremde besonders drängend erscheint.

#### **Links zu Sung-Hyung Cho:**

<http://www.sung-hyung.de/> (Persönliche Website)

<http://www.11freundinnen-derfilm.de/> (Website zum neuen Film)

# **E-Learning und Facebook.**

## **Zwischenbilanz zum Facebookprojekt „Spielplatz Deutsch“.**

*Dirk Schlottmann*

"Spielplatz Deutsch" geht nun bereits ins dritte Semester, und das ist sicherlich ein guter Zeitpunkt, um einmal die Entwicklungen, Gedanken, Ideen und Veränderungen zu thematisieren und zu beschreiben, die im Laufe der Zeit auf- oder abgetaucht sind. Das Projekt hat zwar keine hohen Wellen geschlagen, aber zu einem regen Austausch mit einigen Kollegen geführt, die sich für die Umsetzung, die Probleme oder die Ergebnisse interessieren. Dass die Verwendung von Facebook in Seminaren nicht nur auf positive Resonanz stößt und durchaus kritische Anmerkungen provoziert, ist mir bewusst. Vielleicht ist eine der wichtigsten Erkenntnisse, dass es neben altersspezifischen auch kulturspezifische Unterschiede in der Akzeptanz, Wahrnehmung und Beurteilung von sozialen Netzwerken gibt. Das ist jedoch ein sozialanthropologisches Thema, dem ich zu einem späteren Zeitpunkt einen eigenen Artikel widmen werde.

In dieser Zwischenbilanz möchte ich die wichtigsten bzw. häufigsten Fragen beantworten, die im Laufe der Zeit in Gesprächsrunden aufgetaucht sind und die sich mit den technischen, didaktischen und arbeitsrelevanten Aspekten beschäftigen. Dazu habe ich die Form eines fiktiven Interviews gewählt.

### **Was ist der Sinn eines Sozialen Netzwerks im Unterricht oder in einem Seminar?**

Soziale Netzwerke gewinnen im Alltag immer mehr an Bedeutung. Bitkom-Präsident Dieter Kempf konstatierte bereits letztes Jahr, dass "soziale Netzwerke (...) in kürzester Zeit eine enorme Entwicklung vom Nischenphänomen zum Internetstandard" durchgemacht haben.<sup>18</sup>

Soziale Netzwerke (SN) sind eine zentrale Komponente des Web 2.0.. Das "userfreundliche", an Interaktion orientierte Internet, ermöglicht, aufgrund seiner intelligenten Dienstleistungen und Anwendungen aktiv an der Entwicklung, Beurteilung und Verbreitung von Inhalten mitzuwirken.<sup>19</sup> Für diese Teilnahme sind keine besonderen IT-Kenntnisse von Nöten und es müssen in der Regel keine zusätzlichen Programme installiert werden. Man interagiert virtuell via Mail, Blog, Kontaktliste und Chat oder multimedial mit Fotos, Videos und Audiodateien.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen erscheint es mir interessant und aufschlussreich, ein SN auf seine Möglichkeiten für die Verwendung im Unterricht zu testen. Die eher theoretischen Debatten im Internet, die sich zwischen Schwarzmalerei und IT-Euphorie bewegen, sind wenig aufschlussreich und bieten selten Antwort auf die Frage nach der Unterrichtstauglichkeit.

### **Warum Facebook?**

Facebook ist zu einem zentralen Ort der Kommunikation im Internet geworden und mittlerweile das wichtigste und größte soziale Netzwerk der Welt.

---

<sup>18</sup> Vgl. „Soziale Netzwerke haben in kürzester Zeit eine enorme Entwicklung gemacht“  
In: FOCUS Online (29.08.2011): [http://www.focus.de/digital/digital-news/soziale-netzwerke-soziale-netzwerke-haben-in-kuerzester-zeit-eine-enorme-entwicklung-gemacht\\_aid\\_660074.html](http://www.focus.de/digital/digital-news/soziale-netzwerke-soziale-netzwerke-haben-in-kuerzester-zeit-eine-enorme-entwicklung-gemacht_aid_660074.html)

<sup>19</sup> Vickery & Wunsch-Vincent, 2007, S.9

In Korea hat Facebook im Februar 2012 endgültig den koreanischen Konkurrenten Cyworld überflügelt.<sup>20</sup> Nach Angaben der KISA (Korea Internet & Security Agency) ist die Zahl der Südkoreaner, die soziale Medien nutzen von 8% im Jahr 2010 auf 65% im Jahr 2011 angestiegen. Fast 90% der 20-29jährigen tummeln sich in sozialen Netzwerken. Insbesondere der Anteil an Personen, die soziale Netzwerke via Smartphone besuchen, ist mit 1,6% im Jahr 2010 auf 31,5% im Jahr 2011 deutlich angestiegen.<sup>21</sup>

Auch in Deutschland ist im Jahr 2011 die Anzahl der aktiven Nutzer von 13,9% auf 22,1% angewachsen. Das bedeutet einen Zuwachs von 8,2 Millionen Menschen, die neu auf Facebook sind. Die Zuwachsraten sind am stärksten bei Jugendlichen, obwohl die Zahl der älteren Nutzer im Verhältnis zugenommen hat.<sup>22</sup>

Betrachtet man sich diese Entwicklung, ist es naheliegend, Facebook als SN in den Unterricht einzubinden, weil

1. die Nutzeroberfläche den Usern bereits vertraut ist und keine gesonderte Schulung erfordert,
2. die Verwendung von Facebook im Alltag mittlerweile zur täglichen Routine gehört (im Unterschied beispielsweise zu Moodle) und im Vergleich zu anderen SN alle wichtigen Funktionen für die Planung und Kommunikation gebündelt sind,
3. man synchron oder asynchron, gemeinsam oder alleine, mobil oder ortsgebunden interagieren kann,
4. die Erfahrung zeigt, dass Informationen schneller im Umlauf sind und mehr Personen erreichen und aktuelle Themen durch passende Links umgehend ergänzt werden können,
5. viele Applikationen sich am Standard von Facebook orientieren und mühelos eingebunden werden können
6. und weil Facebook eine kostenfreie Alternative zu traditionellen Lernszenarien bietet, bei dem das klassische hierarchische Rollenverständnis vom Lehrenden und Lernenden bis zu einem gewissen Grad aufgebrochen werden kann.<sup>23</sup> (Natürlich bleibt die Hierarchie im Endeffekt bestehen und sei es nur deswegen, weil man als Administrator der einzelnen Kursgruppen immer das letzte Wort bei Streitfragen hat. Innerhalb der Lerngruppen und auch mit Besuchern der Pinnwand, kann es allerdings relativ einfach zum Gedanken-, Interessens- oder Informationsaustausch "auf Augenhöhe" kommen.)

### **Ist Facebook nicht nur eines von vielen Netzwerken, das schon bald wieder in der Masse der Internetangebote untergehen wird?**

Auch wenn in den deutschen Medien der ein oder andere Internetprophet immer wieder einmal unkt, dass die Tage von Facebook gezählt seien, sprechen die Nutzerzahlen und die Erfahrungen des Alltags (dazu muss man sich in einem beliebigen öffentlichen Transportmittel einfach einmal anschauen, wie oft das typische FB-Blau auf den Bildschirmen zu sehen ist) eine andere Sprache. Facebook ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Die Frage ist nicht, ob Facebook irgendwann einmal verschwunden sein wird, sondern ob bzw. wann es einem anderen sozialen Netzwerk gelingt, Facebook zu ersetzen. Ich gehe davon aus, dass ein neues Soziales Netzwerk eine optimierte Version von Facebook sein wird. Die Erkenntnisse

---

<sup>20</sup> South Korea: Facebook Beats Out Local Social Network Cyworld. (Posted on May 30, 2012) <http://therealtime.com/2012/05/30/south-korea-facebook-beats-out-local-social-network-cyworld/>

<sup>21</sup> <http://www.kisa.or.kr/eng/usefulreport/isr.jspg>

<sup>22</sup> Vgl.: Facebook Nutzerzahlen 2012 in Deutschland und weltweit / [www.allfacebook.de](http://www.allfacebook.de)

<sup>23</sup> Öchsner/Schemmerling (2010), 3

aus dem Projekt „Spielplatz Deutsch“ werden sicherlich in der ein- oder anderen Form übertragbar sein.

### **Wie lassen sich Datenschutz und Facebook miteinander vereinbaren?**

Facebook ist als größtes soziales Netzwerk eine gewaltige Datensammelmaschine und per se daran interessiert, diese Daten zu Geld zu machen. Was Facebook speichert und wie das Unternehmen diese Daten nutzt, ist bis dato ein Geschäftsgeheimnis. Facebook speichert nicht nur die direkt von Nutzern eingegebenen Daten sondern zeichnet auch die Aktionen der Facebook-Nutzer auf. Sobald man Facebook verwendet, werden die wichtigsten Daten des Computersystems (IP-Adresse, Prozessortyp und Browserversion samt Plug-Ins) erfasst und jeder Besuch auf Webseiten, auf denen ein „Gefällt mir“-Knopf installiert ist, registriert. So können Vorlieben, Interessen und Kontakte der Nutzer analysiert und ausgewertet werden.

Datenschutz und Facebook sind nicht miteinander zu vereinbaren. Aus diesem Grund kann eine Teilnahme an dem Projekt auch nur auf freiwilliger Basis stattfinden.

Da soziale Netzwerke Bestandteil der realen Welt sind und eben nicht nur eine virtuelle Spielerei von Nerds, ist die Frage vielmehr, wie kann man, sollte man sich dazu entscheiden ein soziales Netzwerk zu verwenden, seine Daten schützen?

Der richtige und sichere Umgang mit Sozialen Netzwerken wird von grundsätzlichen Fragen zum Thema "virtuelle Identität" flankiert, die zwar nicht unbedingt in den DaF-Unterricht gehören, aber durchaus Bestandteil des universitären oder noch besser schulischen Curriculums sein/werden sollten.

### **Sollten Studenten und Lehrer miteinander auf Facebook befreundet sein?**

Der Aufbau eines zweiten Facebook-Accounts ist sinnvoll, so dass sich private und berufliche Kontakte trennen lassen. Meine Studenten können nicht mit mir befreundet sein, solange sie meinen Unterricht besuchen. Wenn sie nach ihrer Studenzeit weiterhin den Wunsch haben, mir eine Freundschaftsanfrage zu schicken, beantworte ich die Anfrage in der Regel positiv.

### **Lernt man mit Facebook besser?**

„Spielplatz Deutsch“ ist ein unterrichtsergänzendes Angebot, ein Seminarplanungstool und eine Kommunikationsplattform. Es soll Studenten beim Lernen unterstützen, die Motivation steigern sich mit der Sprache Deutsch auseinanderzusetzen und Deutschland in seiner kulturellen Vielfalt, zumindest in virtueller Form, erfahrbarer machen. „Spielplatz Deutsch“ wird nur bedingt zum E-Learning eingesetzt.

Das Sprachlernen als ein kontinuierlicher Prozess intensiver Auseinandersetzung mit einer fremden Grammatik, lexikalischen und semantischen Aspekten sowie kultureller Differenz erfordert, neben einer gewissen Ausdauer, auch Anstrengungsbereitschaft und Durchhaltevermögen.<sup>24</sup> Zu diesen Aspekten gibt es aber im Kontext von Online-Lernangeboten im Allgemeinen und zur Verwendung von SN im speziellen, noch sehr wenige Erkenntnisse.

Als Unterrichtsergänzung ist Facebook durchaus ein hilfreiches SN, das bei der Gestaltung von Unterrichtseinheiten sinnvoll ist. Es kann zur Prüfung, Kontrolle und Veranschaulichung verwendet werden. Insofern ist Facebook hilfreich beim Lernen. Versteht man Lernen ausschließlich als den Erwerb sprachlicher Kompetenz muss die Frage, ob man mit Facebook besser lernt, mit Nein beantwortet werden.

---

<sup>24</sup> Vgl. Lerche (2009), 165

### **Was hat sich am Aufbau von „Spielplatz Deutsch“ verändert?**

Der Aufbau der Seiten entspricht weitestgehend der Übersicht, die ich in der DaF-Szene 33 vorgelegt habe.<sup>25</sup> Mit der Einführung der Facebook Timeline im Dezember 2011, bei der das gesamte "Online-Leben" auf FB wie in einer Chronologie dargestellt wird, sind aber einige Neuerungen aufgetaucht.

Im Menü "Privatsphäre-Einstellungen \_ Beschränke das Publikum für ältere Beiträge" kann man mit einem Klick alle alten Beiträge, die „Öffentlich“ oder für „Freunde von Freunden“ sichtbar sind, nur noch für „Freunde“ freigeben. Beiträge, bei denen andere Personen markiert wurden, sind aber weiterhin für deren Freunde sichtbar. Diese Einstellung wird auf alle bis dahin verfassten Beiträge angewendet und kann nicht wieder rückgängig gemacht werden. Es besteht aber die Option, jedes Posting einzeln zu bearbeiten. Da auf „Spielplatz Deutsch“ keine Beiträge für ein größeres Publikum freigegeben werden sollen, ist dies eine gute Möglichkeit, die Sichtbarkeit der alten Beiträge zu beschränken.

Besonders vorteilhaft sind meines Erachtens die umfassenden Veränderungen bei den Einstellungsmöglichkeiten auf der Facebook-Chronik, die je nach Art des Beitrages gestaltet werden können.<sup>26</sup> Insgesamt lassen sich die diesbezüglichen Anpassungen bei „Spielplatz Deutsch“ so zusammenfassen, dass nur Freunde die Inhalte sehen können, dass Markierungen und Postings von mir genehmigt werden müssen und dass die Mitglieder der Gruppen eigene Einheiten bilden, bei denen andere Gruppen (und damit auch die neuen Gruppen "Visitor" und "Kollegen-Mix") der Zugriff verwehrt bleibt.

Weitere Neuerungen sind die Optimierung der Sicherheitseinstellungen durch die SSL-Verschlüsselung („sicheres Durchstöbern“) für jegliche Aktivität, die standardmäßig bei „Spielplatz Deutsch“ eingestellt ist und die angenehmerweise auch gleichzeitig dafür sorgt, dass man kaum Spiele verwenden kann sowie die Funktion „Freunde können angeben, wo du dich befindest“, die prinzipiell abgestellt ist. Auch die „Umgehende Personalisierung“, mit der die Weitergabe von Daten an Facebook-Partner verbunden ist, wurde unterbunden.

### **Warum wurde eine eigene Facebook-Webseite "Spielwiese DaF" ins Leben gerufen.**

„Spielwiese DaF“ wurde als Facebook-Seite am 8. Juni 2012 ins Leben gerufen. Im Unterschied zu „Spielplatz Deutsch“ ist Spielwiese DaF an einem internationalen Publikum orientiert und hat wenig mit dem DaF-Unterricht zu tun. Hier poste ich beispielsweise Fußballergebnisse, Veranstaltungshinweise in Deutschland, Rezensionen, Bildmaterial oder interessante Beiträge anderer Facebook-Seiten. Ein weitläufiger Bezug zu Deutschland sollte jedoch vorhanden sein. Ein koreanischer Kontext ist nicht zwingend, ergibt sich aber automatisch immer wieder dadurch, dass die Interessenten via „Spielplatz Deutsch“ auf die Facebook-Seite aufmerksam werden.

Ziel von Spielwiese DaF war, eine eigene Plattform zu entwickeln, auf der sich deutschland-interessierte User treffen und austauschen. Die Entwicklung der Seite zeigt, dass es genug Interessenten gibt.<sup>27</sup> Anhand der Statistik kann ich erkennen, dass diese User eher als passive Beobachter die für sie relevanten Links anklicken. In diesem Sinne ist Spielwiese DaF eine Einbahnstraße und erfüllt nicht meine Erwartungen. Auf Facebook gibt es genügend andere lehrreiche und unterhaltsame Facebook-Seiten zu Deutschland, wie zum Beispiel:

---

<sup>25</sup> Schlottmann 2010, 23-25

<sup>26</sup> Eine detaillierte Beschreibung der Einstellmöglichkeiten findet sich hier: Info zur Facebook Chronik - Leitfaden zum Schutz der Privatsphäre in Sozialen/ 2. überarbeitete Auflage Stand: August 2012 [www.klicksafe.de](http://www.klicksafe.de)

<sup>27</sup> Eine Facebook Seite, die mindestens 30 Fans hat, lässt Einblicke in die Statistik zu, so dass man sehen kann, wie viele Personen ein Posting erreicht.

- DaF-Hochspannung
- Goethe Korea
- StreetArt in Germany
- Süddeutsche Zeitung Magazin
- Deutschlandfunk
- Germany - The Travel Destination
- DW - Learn German
- B-H Deutschlehrerverband
- DRadio Wissen
- Deutsch Online
- Nos gusta Alemania
- SBS German



Außerdem hat Facebook mit der Einführung kostenpflichtiger Statusmeldungen<sup>28</sup> eine Hierarchisierung von Nachrichten im Auge, die auf lange Sicht gesehen, einer Extra-Facebook-Seite nicht zugutekommt. Die Facebook-Webseite „Spielwiese DaF“ wird insofern gegen Ende des Jahres wieder aufgelöst. In einem letzten Posting werde ich den Besuchern anbieten, sich bei „Spielplatz Deutsch“ zu melden. Sollte sich „Spielplatz Deutsch“ meinen Erwartungen gemäß entwickeln, wäre dann die Pinnwand die internationale Plattform des Projekts.

### **Warum wurde „Spielplatz Deutsch“ in diesem Jahr für Besucher geöffnet?**

Das Projekt hat eine kleine aber treue Fangemeinde, die erst über die Grenzen des Seminarraums und schließlich auch über die Grenzen der Universität hinausgewachsen ist.

Kollegen und Freunde aus Deutschland „wollten einmal einen Blick riskieren“, Ex-Studenten sind auf die Seite gestoßen und im Rahmen der verwobenen Freundes- und Bekanntenkreise melden sich immer wieder Personen aus dem Umfeld, Studenten anderer Fachbereiche oder Unbekannte mit einer Freundschaftsanfrage. Es liegt in der Natur des sozialen Netzwerkes, dass die Zahl der Teilnehmer zunimmt. Dieses Wachstum ist das Ergebnis der Funktionalität von Netzwerkstrukturen aber natürlich auch ein positives Feedback für „Spielplatz Deutsch“. Zu Beginn des Projektes hatte ich Bedenken, „Außenstehende“ zu integrieren, weil „Berührungssängste“ von meinen Studenten artikuliert wurden. Nach drei Semestern ist das Projekt aber eine Selbstverständlichkeit am Institut und die Öffnung der Pinnwand wurde eher mit Neugierde aufgenommen.

Da die Unterteilung in geschlossenen Gruppen, welche die Privatsphäre der Studenten in den Kursen schützt<sup>29</sup>, und die detaillierte Zugriffsbeschränkung bei Bildern und Postings von mir immer noch sehr restriktiv gehandhabt wird, steht einer Zustimmung bei Freundschaftsfragen meines Erachtens nichts im Weg. Jeder Deutschinteressierte, der gelegentlich einen Beitrag postet oder kommentiert, trägt zur Lebendigkeit des Projektes bei und ist ein wichtiger Bestandteil von „Spielplatz Deutsch“.

Neue Freundschaften und Kontakte sind von daher willkommen. Die Aufnahme in die einzelnen Kursgruppen ist aber weiterhin nicht möglich und, in Anbetracht der unterrichtsorientierten Materialien, unsinnig.

Im Sommer dieses Jahres habe ich mich bemüht, noch weitere Lektoren in Korea bei „Spielplatz Deutsch“ zu integrieren. Insbesondere die „Busan-Fraktion“ hat sehr positiv auf die Anfragen reagiert. Vorerst ist nur ein Austausch an (Veranstaltungs-) Informationen angedacht, aber ich bin natürlich auch an neuen und frischen Ideen der Zusammenarbeit und Vernetzung

<sup>28</sup> Mitglieder können für einen Unkostenbeitrag Statusnachricht länger und weiter oben auf der auf der Meldungübersicht der Pinnwand ihrer Freunde platzieren.

<sup>29</sup> Schlottma nn 2010, 23-25

interessiert. Dabei denke ich beispielsweise an kleinere, virtuelle Gruppen, die ortsunabhängig miteinander zusammen an einem Projekt arbeiten könnten.<sup>30</sup>

### **Wie soll die Interaktion zwischen Studenten der KNUE und anderen Deutschinteressierten aussehen?**

Es geht bei den Aktivitäten der Pinnwand im Wesentlichen um den Austausch von Informationen. Das kann, wie in diesem Semester bereits geschehen, die Vermittlung einer Unterkunft während eines Praktikums sein, Hilfestellung bei Fragen zum Thema Deutsch, Erfahrungsberichte oder schlicht der Wunsch, sich in deutscher Sprache mitzuteilen. Praktische Effekte und Ergebnisse sind erfreulich und wünschenswert. Die Pinnwand soll aber auch eine Spielwiese für Gedanken, amüsante oder absurde Postings, erstaunliche oder bizarre „Erkenntnisse“ und kritische Ideen sein und bleiben. Der Name des Projekts ist Programm.

### **Können ein paar konkrete Beispiele den Einsatz von „Spielplatz Deutsch“ bei den geschlossenen Gruppen verdeutlichen?**

Geschlossene Gruppen sind virtuelle Pendant der jeweiligen Kurse, die ich im Semester veranstalte. „Spielplatz Deutsch“ wird dabei wie folgt eingesetzt:

1. Themen werden durch online-Spiele ergänzt, die als Hausaufgabe oder Vertiefung des Gelernten via Link gepostet werden. Hier als Beispiel ein Link zu einem Bundesländerspiel: <http://www.landkarten-spiele.de/bundeslaender.php>  
Die Auswahl an Online-Spielen ist groß. Die Qualität vieler Spiele ist sehr gut.
2. Schriftliche Hausaufgaben, die sich in einem Rahmen von 5-10 Sätzen bewegen (Fragen zu Lesetexten) können via Kommentarfunktion korrigiert werden. Andere Studenten haben die Möglichkeit die Korrektur zu sehen. Fragen, die sich im Kontext entwickeln, werden zügig beantwortet und sind für alle Gruppenteilnehmer nachlesbar.
3. Fotos und Videos veranschaulichen Inhalte, bieten neue Aspekte eines Themas oder vermitteln eine andere Perspektive. Je nach Interessenslage kann sich ein Thema „verselbständigen“.
4. Power-Point Präsentationen können via slideshare<sup>31</sup> für Studenten zugänglich gemacht werden. Eine Funktion, die sich insbesondere vor Prüfungen einer wachsenden Beliebtheit erfreut.

### **Welche Applikationen sind für E-Learning auf Facebook sinnvoll?**

Applikationen, sogenannte *Apps*, benötigen oft eine Reihe von Berechtigungen und erfragen zu viele Daten. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, die Anwendungen von Apps zu beschränken. Momentan verwende ich deshalb ausschließlich slideshare. Folgende Apps finde ich aber interessant und werde sie in den kommenden Monaten testen:

- Zoho Online Office
- Quizlet
- Survey Gizmo
- weRead

---

<sup>30</sup> Vgl. hierzu das von Mechthild Duppel-Takayama beschriebene Projekt in der DaF-Szene 29 (2009)

<sup>31</sup> Slideshare ist ein Content Sharing Netzwerk auf dem sich PowerPoint Präsentationen und PDF-Dateien hochladen lassen. Es ist möglich die eingestellten Präsentationen als privat zu kennzeichnen oder für die Öffentlichkeit freizugeben. Eine als öffentlich gekennzeichnete Präsentation, kann von anderen Nutzern heruntergeladen, in eine Website eingebunden oder geteilt werden.

- Spiegel Wissen
- Files

### **Wie reagieren die Studenten auf "Spielwiese Deutsch"?**

Das Interesse der Studenten ist pragmatischer Natur. Das Abrufen von Daten und die Option zur schnellen Kontaktaufnahme bei Fragen steht m.E. im Mittelpunkt der Wahrnehmung. Nur ein geringer Prozentsatz schätzt „Spielplatz Deutsch“ wegen seiner interaktiven Elemente.

Die Korrektur der Hausaufgaben mit der Kommentarfunktion ist beliebt. Die Verwendung „exemplarischer Hausaufgaben“ als Unterrichtsbeispiel ist vielen Studenten dagegen unangenehm, weil die Darstellung der Seite via Beamer natürlich den Namen preisgibt. Hier achte ich auf eine ausgewogene Auswahl, damit sich kein Student ausgegrenzt fühlt.

Gleichzeitig schwärze oder verwische ich ganz bewusst die Namen der Studenten nicht, um die oben beschriebenen "Befindlichkeiten" nicht auch noch zu fördern. Aus Fehlern lernt man. Die Fotogalerien von Ausflügen, Theaterstücken oder anderen Projekten der Universität finden viele Studenten amüsant. Ich habe im Laufe der Zeit davon Abstand genommen, jeden Studenten zu taggen, weil es einigen Studenten unangenehm war (... auf diesem Bild sehe ich nicht so toll aus etc. ...)

Losgelöst vom universitären Kontext nutzen Ex-Studenten oder Studenten, die ein Auslandssemester absolvieren, „Spielplatz Deutsch“ als Kontaktadresse und Kommunikationsplattform.

### **Was ist für „Spielplatz Deutsch“ geplant?**

„Spielplatz Deutsch“ soll im nächsten Jahr weiter wachsen und zu einer Vernetzung von Deutschinteressierten führen. Ich hoffe, dass neben Studenten auch zunehmend Lehrer und Professoren die Seite besuchen, damit die Produktion von unterrichtrelevantem Material und die Entstehung weiterer virtueller Interessensgruppen diskutiert wird.

### **Bibliographie**

Duppel-Takayama Mechthild, 2009, Das Krimiprojekt, in: DAF-Szene Korea 29, Berlin / Seoul, 22-24

Lerche, Thomas, 2009, Lernen muss man immer noch selbst! In: E-Learning: Eine Zwischenbilanz / Dittler, Ullrich (Hrsg.) Münster : Waxmann, S.165-176

Kerres, M., Stratmann, J., Ojstersek, N., Preussler, A..2009, Digitale Lernwelten in der Hochschule. In: In K-U. Hugger & M. Walber (Hrsg.). Digitale Lernwelten. Wiesbaden, VS-Verlag für Sozialwissenschaft, S.141-156

Öchsner, Kerstin und Mareike Schemmerling 2010: Facebook in der Hochschullehre. Augsburg: Universität Augsburg Lehrstuhl für Mediendidaktik Sommersemester 2010.  
<http://medienzoo.wikispaces.com/file/view/Konzept+-Facebook+in+der+Hochschullehre.pdf>

Schlottmann, Dirk. 2011, Facebook im DAF-Unterricht. Spielplatz Deutsch - Idee und Konzept eines interkulturellen DAF-Projektes In: DAF-Szene Korea 33. Berlin/Seoul, 22-27

Vicker, Graham, Wunsch-Vincent, Sacha.2007, Participative Web and User-Created Content Web 2.0, Wikis and Social Networking: Paris: OECD Publishing

# Education of foreign languages in the late Chosun Dynasty (1883-1911)

*Kwang-Sook Lee*

Chosun opened its door to the world in 1882 when it signed a treaty with western countries including the United States, United Kingdom and Germany. In need of interpreters and translators to communicate with the western countries, Chosun established the first modern school which taught English, Dongmun School, in 1883. Dongmun School was replaced by the Royal English School in 1886, as a part of the government's plan to build a modern nation by providing modern education to high officials and aristocratic children. The Royal English School was reorganized into the English Language School in 1894.

The Chosun government started foreign language education in full scale in 1895, when it announced the public foreign language school system. Under the new system, anyone could receive the public education of foreign languages including Chinese, Japanese, English, French, German and Russian, regardless of the social class. In the early stages, each foreign language school was managed separately under a principal and teachers specialized in that language. In 1908, all the foreign language schools were merged to form the Hansung Public Foreign Language School, which was closed in 1911 after the Japanese Annexation of Korea.

In general, foreign language education over the period of 1895 to 1911 is divided into three stages (1895-1906, 1906-1908, 1908-1911). In the first stage, the duration of study was five years for the western languages and three years for the Asian languages. In 1906, following the Eulsa Restriction Treaty (1905), the duration of study for all the foreign languages were reduced to three years. Since the merger in

1908, each foreign language school became a department (i.e. the department of English language) and the newly formed intensive Japanese course (one year) was offered. Each department included Japanese language as an elective course in the curriculum, while the Japanese department offered English as an elective course. The principal of the foreign language school was Japanese. The school used textbooks compiled or approved by the Government.

Although the public did not show much interest in general education, except for teacher's schools, the foreign language schools were very popular. While the political and social systems were undergoing a modernization period, the need for people who spoke foreign languages was great. Therefore, the students and graduates of the foreign language schools could easily find employment. Also, the support of the government for foreign language education enhanced the status of these schools. For instance, the government ministers attended entrance and graduation ceremonies and presented students with modern gifts such as a clock. The teachers were invited to the palace to receive a medal.

The most popular among the six schools were the English and Japanese Schools. Private schools for English and Japanese languages also thrived. The first English language school, Dongmun School, had a good start but its successor, the Royal English School, exposed some problems which showed that the modern education system could not coexist with traditional customs and the old state examination system.

The Korean teachers and students as well as foreign teachers of the English School

actively participated in extra-curricular activities. In particular, Korean teachers in the English School wrote grammar and self-study books, which was unheard of in the other foreign language schools. The students organized sports days and debates and collected donations. These examples show that the teachers and schools were actively participating in social events.

The Japanese Language Schools were established in Incheon and Pyeong-yang as well as in Seoul. Since the curriculum of the Japanese Language Schools had subjects not offered in other language schools, such as bookkeeping and economics, their students had better employment opportunities. The Japanese Language Schools used various textbooks written by the department, Japanese Ministry of Education or Japanese authors. It shows that the Chosun government paid particular attention to the education of Japanese language.

The Chinese Language School was closed for three years due to Sino-Japanese War(1894-1895); however, since its reopening in 1897, the School thrived as it taught Chinese characters, which traditionally had a strong presence in Chosun.

The Russian Language School was permanently closed in 1904 due to Russo-Japanese War (1904-1905).

The French Language School was popular around 1900, because of the diplomatic power of France in Chosun during the time. The German Language School thrived from 1898 to 1900, but lost its popularity since then.

The curriculum of the foreign language schools consisted of the language courses and general courses. The language courses were designed to teach the four functions

of language and included reading, dictation, translation, conversation, writing and grammar. General courses, offered in mathematics, science, history and geography, provided students with modern knowledge that helped them gain insights into the changing society. The organization of the courses applied to all the schools, although there were small differences across schools. The rules of the foreign language schools were continuously revised, but the organization and number of hours for the courses did not change.

The government put an effort to introduce foreign culture as well as languages by hiring native speakers to teach in the foreign language schools. The ability to speak foreign languages was considered to be a path to success because it could elevate one's social status. The graduates of the schools worked as not only teachers and interpreters but also managers and officials in the modern occupational fields such as customs, finance, law, medicine and accounting. They contributed to the modernization of the government by learning new knowledge and skills in these fields during the period when the society was going through a rapid change.



Seoul at 1900

# Modalwörter in der Interlanguage koreanischer Deutschlerner

Frank Kostrzewa

## 1. Einleitung

Modalwörter dienen im Deutschen nach Lewandowski (1985) neben dem modalen Infinitiv, dem verbalen Modus, den Modalverben, den Modaladverbien und den Modalpartikeln dem sprachlichen Ausdruck der Modalität. Zu den Modalverben gehören nach Lewandowski (1985, 690) die Verben *wollen, sollen, dürfen, mögen, müssen* und *können* in der Konstruktion mit einem Infinitiv. Dabei wird durch die Modalverben die Einstellung des Sprechers zum durch den Infinitiv angegebenen Verbalvorgang zum Ausdruck gebracht. Lewandowski (ebd.) weist darauf hin, dass auch Verben wie *scheinen* oder *pflügen* einen modalartigen Charakter annehmen können.

Hinsichtlich der Modaladverbien unterscheidet der Duden (2006, 582) zwischen den qualitäts- (*so, genauso, ebenfalls, anders, folgendermaßen, blindlings, eilends, flugs, kurzerhand, insgeheim, anstandslos, rundweg, entzwei, vergebens, nebenbei, gern, schnellstens, bestens, schönstens, dermaßen, beispielsweise, ebenfalls, rundheraus, hinterücks, unversehens*) und den quantitätsmarkierenden Modaladverbien (*scharenweise, haufenweise, größtenteils, einigermaßen, halbwegs, teilweise, allein*), die sich in der Regel mit der Frage *wie?* erfragen lassen.

Die Modalpartikeln (auch Abtönungspartikeln) gehören zu der Gruppe der nicht flektierbaren Wörter und dienen dazu, die „subjektive (positive oder negative) Einstellung des Sprechers oder Schreibers zum Gesagten bzw. seine bejahende, zweifelnde oder unsichere Einschätzung des Inhalts eines Satzes zum Ausdruck zu bringen“ (Lewandowski 1985, 689). Früher als reine „Füllwörter“ bezeichnet, haben die Modalpartikeln in den allermeisten Fällen doch eine dialog- oder diskurssteuernde Funktion. Sie beziehen sich zumeist auf den ganzen Satz und lassen sich bezüglich ihrer Bedeutung häufig nur kontextuell erschließen.

Die Modalwörter gehören laut Duden (2006, 592) zu den Kommentaradverbien und „verhalten sich syntaktisch wie Adverbien, entsprechen aber funktional zumindest teilweise eher Abtönungspartikeln, indem sie eine Bewertung bzw. eine Stellungnahme, den „Kommentar“ des Sprechers zum gesamten Sachverhalt, ausdrücken können“. Zu den Modalwörtern gehören u.a. *leider, bedauerlicherweise* und *unglücklicherweise*. Bußmann (1983, 444) bezeichnet die Modalwörter als Satzadverbien. Diese seien eine semantisch-syntaktische Subklasse der Adverbien und Adjektive, durch die die subjektive Einschätzung eines Sachverhalts durch den Sprecher ausgedrückt werden könne. Dabei beziehe sich die Stellungnahme des Sprechers entweder auf modale Aspekte, die den Realitätsgrad der Aussage betreffen (*vermutlich, hoffentlich, möglicherweise*) oder auf emotionale Aspekte (*glücklicherweise, gottlob, leider*). Satzadverbien können neben Adjektiven oder präpositionalen Fügungen die Satzgliedposition eines Satzadverbials besetzen und in dieser Funktion auch den Gesamtsatz modifizieren. In diesen Fällen haben sie (vgl. Bußmann 1983, 444/445) Satzcharakter und sind logisch als Metasätze zu verstehen. So werde in der Äußerung *Vermutlich ist er schon lange krank* die Aussage *Er ist krank* durch die Stellungnahme des Sprechers *Ich vermute es* eingeschränkt. Nach Lewandowski (1985, 855) können Satzadverbien auch als Antwort auf eine Entscheidungsfrage fungieren und durch besondere Akzentuierung hervorgehoben werden. Im Folgenden soll nun zunächst auf die morphosyntaktischen (Differenzierung der Modalwörter nach ihrer Deklinierbarkeit, Modalwörter in Entscheidungsfragen etc.) und semantischen Besonderheiten

ten (Bestätigung oder Einschränkung einer Aussage, Zweifel, Verneinung einer Aussage etc.) der Modalwörter eingegangen werden, bevor anschließend unterschiedliche Formen der Modalität (u.a. deontisch, epistemisch, volitiv etc.) differenziert werden. In dem sich an die theoretischen Ausführungen anschließenden empirischen Teil wird das Vorkommen von Modalwörtern in den schriftlichen Texten koreanischer Germanistikstudenten beschrieben und analysiert. Ein Fazit schließt den vorliegenden Beitrag ab.

## 2. Merkmale von Modalwörtern

### 2.1 Morphosyntaktische Merkmale von Modalwörtern

Nach Helbig/Buscha (1986, 190) unterscheiden sich Modalwörter morphologisch und hinsichtlich ihrer Stellung im Wesentlichen nicht von den Adverbien, so dass unter morphosyntaktischen Aspekten der Satz *Er kommt pünktlich zur Schule* (Adverb) dem Satz *Er kommt vermutlich zur Schule* (Modalwort) vergleichbar sei. In vielen Sätzen könnte es aber zu unterschiedlichen Deutungen in Abhängigkeit der Interpretation eines Wortes als Adverb oder Modalwort kommen. So könne das Wort *bestimmt* in dem Satz *Er spricht bestimmt mit ihm* als Adverb im Sinne eines nachdrücklichen und eindringlichen Sprechens verstanden werden, während andererseits auch eine Interpretation des Wortes als Modalwort (im Sinne von *ohne Zweifel, sicherlich*) möglich wäre. Während durch die Verwendung eines Adverbs eine objektive Art und Weise des Sprechens realisiert werde, markiere das Modalwort die subjektive Aussage des Sprechers über das Sprechen (vgl. Helbig/Buscha 1986, 191). Nach Helbig/Buscha (ebd.) lassen sich Modalwörter im Gegensatz zu den modalen Adverbien in einen übergeordneten Hauptsatz transformieren. So könne beispielsweise der Satz *Er kommt vermutlich* (Modalwort) in den Hauptsatz *Man vermutet (es ist vermutlich so), dass er kommt* transformiert werden. Diese Transformation sei jedoch bei Vorliegen eines modalen Adverbs nicht möglich (*Er kommt pünktlich* (modales Adverb) - *\*Es ist pünktlich, dass er kommt.*)

Auf eine Entscheidungsfrage lasse sich allein mit einem Modalwort (*Er kommt vermutlich. Kommt er? Vermutlich.*), nicht jedoch allein mit einem modalen Adverb antworten (*Er kommt pünktlich. Kommt er? \*Pünktlich.*). Hinsicht der Stellung des Negationswortes *nicht* sei feststellbar, dass dieses vor dem modalen Adverb, aber nach dem Modalwort stehe (*Er kommt nicht pünktlich. - Er kommt vermutlich nicht.*). Durch die Transformation der Negation sei auch eine Disambiguierung ansonsten mehrdeutiger Sätze möglich (*Er spricht bestimmt mit ihm.*). Im Falle einer Präpositionierung (*Er spricht nicht bestimmt mit ihm*) handele es sich bei dem Wort *bestimmt* um ein Adverb, während bei einer Postpositionierung (*Er spricht bestimmt nicht mit ihm*) ein Modalwort vorliege.

Helbig/Helbig (1990, 11) differenzieren die Modalwörter hinsichtlich ihrer Deklinierbarkeit. So seien „Modalwörter, die nicht attributiv verwendet und folglich auch nicht dekliniert und kompariert werden können“ (*anscheinend, fraglos, gottlob, hoffentlich, leider, schwerlich, sicherlich, vielleicht, wahrlich, zweifellos, zweifelsohne*), (vgl. Helbig/Helbig ebd.) von solchen Modalwörtern zu unterscheiden, die auch attributiv verwendet werden können (*angeblich, augenscheinlich, bestimmt, gewiss, offenkundig, offensichtlich, scheinbar, sicher, tatsächlich, unstreitig, unzweifelhaft, vermutlich, vergeblich, wahrscheinlich, wirklich*). Letztere seien als Adjektive anzusehen und daher auch deklinierbar.

Zur ersten Gruppe der nicht deklinierbaren und nicht komparierbaren Modalwörter rechnen Helbig/Helbig (ebd.) auch die meisten aus Adjektiven und Partizipien abgeleiteten Wörter auf *-weise* (*aner kennenswerterweise, bedauerlicherweise, begrüßenswerterweise, dankenswerterweise, erfreulicherweise, erstaunlicherweise, freundlicherweise, glücklicherweise, günstigerweise, klugerweise, leichtsinnigerweise, nützlicherweise*). Innerhalb der Gruppe der deklinierbaren Modalwörter seien jedoch nur wenige komparierbar (*wahrscheinlich, offenkundig, offensichtlich*).

## 2.2 Semantische Merkmale von Modalwörtern

Helbig/Buscha (1986, 191f.) klassifizieren die Modalwörter nach semantischen Kriterien zum einen in die Gruppe der Modalwörter, die als Ausdruck der Beurteilung der Realität einer betreffenden Aussage durch den Sprecher dienen (Modalität) und zum anderen in die Gruppe der Modalwörter, die als Ausdruck des gefühlmäßigen Verhältnisses des Sprechers zur Aussage zu verstehen sind (Emotionalität).

Die Modalwörter der ersten Gruppe können zur Bestätigung oder Verstärkung des Inhalts einer Aussage dienen (*begreiflicherweise, bestimmt, gewiss, natürlich, selbstredend, selbstverständlich, sicher, sicherlich, tatsächlich, unbedingt, unstreitig, unzweifelhaft, wahrhaftig, wahrlich, wirklich, zweifellos, zweifelsohne*) oder aber den Inhalt einer Aussage einschränken oder herabsetzen (*allerdings, eigentlich, freilich*). Eine weitere Funktion der Modalwörter dieser Gruppe besteht in der Äußerung eines Zweifels des Sprechers am Inhalt der Aussage (vgl. Helbig/Buscha ebd.). Dabei könne der Zweifel entweder durch einen äußeren Tatbestand (*anscheinend, augenscheinlich, offenbar, offenkundig, offensichtlich, scheinbar*) oder aber vom Sprecher selbst begründet sein (*wohl, vielleicht, vermutlich, möglicherweise, mutmaßlich, wahrscheinlich, womöglich, schwerlich, kaum*). Möglich sei darüber hinaus auch der Ausdruck eines Zweifels durch die Distanzierung des Sprechers von der Aussage eines anderen (*angeblich, vorgeblich*). Durch Modalwörter wie *mitnichten, keinesfalls* oder *keineswegs* ließe sich die Verneinung einer Aussage noch verstärken.

In der Gruppe der Modalwörter, die als Ausdruck des gefühlmäßigen Verhältnisses des Sprechers zur Aussage zu verstehen sind, lassen sich Modalwörter zum Ausdruck positiver Emotionen (Befriedigung, Erleichterung), (*erstaunlicherweise, glücklicherweise, gottlob, hoffentlich, lieber*) von denen zum Ausdruck negativer Emotionen (Bedauern), (*bedauerlicherweise, leider, unglücklicherweise*) unterscheiden.

## 3. Geltungsbereiche der Modalität

Durch die unterschiedlichen Sprachmittel zum Ausdruck der Modalität können verschiedene Geltungsbereiche der Modalität realisiert werden. Terborg (1988) differenziert zwischen den Modalitätstypen der epistemischen, deontischen, volitiven und fähigkeitsbezogenen Modalität, wobei die epistemische Modalität als derjenige Modalitätstypus charakterisiert werden könne, der sich auf die Wahrscheinlichkeit bezieht, die ein Sprecher der Geltung einer Proposition bemisst. Die epistemische Modalität umfasst diejenigen modalen Mittel, mit denen ein Sprecher die Geltung oder das „Für-wahr-halten“ eines Äußerungsinhalts ausdrückt. Terborg (1988, 26f.) differenziert zwischen den folgenden Bereichen der epistemischen Modalität:

### a) „\*wahrscheinlich, dass p wahr“

markiert den Bereich, in dem der Sprecher p für wahr hält

z.B.: Ich bin sicher, dass p.

Ich weiß, dass p.

Es ist wahr, dass p.

### b) „+wahrscheinlich, dass p wahr“

markiert einen Bereich nahe bei \*, ist aber nicht identisch mit ihm

z.B.: Ich glaube, dass p.

Wahrscheinlich p.

Ich vermute, dass p.

### c) „wahrscheinlich, dass p wahr“

markiert einen mittleren Bereich

z.B.: Ich weiß nicht, ob p.

Vielleicht p.

Es kann sein, dass p.

d) „/wahrscheinlich, dass p wahr“

markiert einen Bereich nahe bei ‚nicht wahr/gegeben‘

z.B.: Ich glaube nicht, dass p.

Ich vermute nicht, dass p.

Unwahrscheinlich p.

e) „-wahrscheinlich, dass p wahr“

markiert den Bereich, in dem der Sprecher p für falsch hält.

Der deontische Modalitätstyp kann nach Terborg (ebd.) als derjenige Typ gelten, der sich auf Sprechereinstellungen zum Grad der Notwendigkeit von Handlungen bezieht. Es lassen sich die folgenden Grade der Notwendigkeit differenzieren:

a) „\*notwendig a tun (b gegeben) hinsichtlich Z“

→ um Z zu erreichen, ist a (b) eine notwendige Bedingung

b) „+ notwendig a tun (b gegeben) hinsichtlich Z“

→ um Z zu erreichen ist a (b) die bessere von möglichen Bedingungen

c) „notwendig a tun (b gegeben) hinsichtlich Z“

→ um Z zu erreichen ist a (b) eine mögliche Bedingung

d) „/notwendig a tun (b gegeben) hinsichtlich Z“

→ um Z zu erreichen ist a (b) die schlechtere von möglichen Lösungen

e) „-notwendig a tun (b gegeben) hinsichtlich Z“

→ um Z zu erreichen ist a (b) eine unmögliche Bedingung

Der dritte Modalitätstyp, die volitive Modalität, bezieht sich auf die Markierung von Wünschen und Absichten. Terborg (ebd.) unterscheidet drei Grade volitiver Modalität:

a) „A + (streben nach) Z“

→ markiert, dass A die Absicht/den Wunsch Z hat

b) „A (streben nach) Z“

→ markiert, dass A indifferent bezüglich Z ist

c) „A - (streben nach) Z“

→ markiert, dass A nicht die Absicht/den Wunsch Z hat

Der vierte und nach Terborgs (ebd.) Klassifizierung letzte Geltungsbereich der Modalität (die fähigkeitsbezogene Modalität) bezieht sich auf die Einstellung eines Sprechers zur Fähigkeit

eines Agens, eine bestimmte Handlung auszuführen. Folgende Grade der fähigkeitsbezogenen Modalität können differenziert werden:

a) „A + fähig y tun“

markiert, dass A über die Fähigkeit verfügt, Handlung y auszuführen

b) „A fähig y tun“

markiert, dass indifferent ist, ob A über diese Fähigkeit verfügt

c) „A – fähig y tun“

markiert, dass A nicht über die Fähigkeit verfügt, Handlung y auszuführen

Wunderlich (1974) ergänzt die von Terborg genannten Geltungsbereiche der Modalität um die Bereiche der alethischen und doxastischen Modalität. Die alethischen Modalitäten (*notwendig wahr, unmöglich wahr, möglicherweise wahr*) entsprechen „weitgehend den klassischen Modalitäten *notwendig, unmöglich* und *möglich* (vgl. Wunderlich 1974, 175). Sie charakterisierten „nicht Zustände des Wissens (oder Glaubens) empirischer Sachverhalte oder des Anerkennens eines Behauptungsinhalts, sondern allgemeine Formen des Wissens, bezogen auf den strukturellen Zusammenhang von Aussagen“. Im Kontext der doxastischen Modalität werde nicht auf ein Wissen, sondern auf einen Glauben Bezug genommen. Dieser ließe sich mit „*etwas wird als fraglos wahr unterstellt*“ bzw. „*etwas wird als fraglos falsch/ unbestimmt unterstellt*“ umschreiben.

#### **4. Modalwörter in der Interlanguage koreanischer Deutschlerner**

Zur Überprüfung des Vorkommens von Modalwörtern in der Lernaltersprache koreanischer Deutschlerner wurden die schriftlichen Texte von Studierenden des dritten und vierten Studienjahres der Seouler Fremdsprachenuniversität analysiert. Dabei ergaben sich folgende Evidenzen:

##### Verwendete Modalwörter:

*Vielleicht, wirklich, natürlich, tatsächlich, möglicherweise, glücklicherweise, gewiss, komischerweise, seltsamerweise, dankenswerterweise, selbstverständlich, normalerweise, üblicherweise*

\* Auflistung in der Chronologie des Auftretens

##### Vielleicht

*Vielleicht* wird das Konzert in diesem Herbst meine erste Befruchtung werden.

*Vielleicht* nach der Eintrittsprüfung können viele Studenten gelehrte Begeisterung verlieren.

In diesem Herbst werde ich *vielleicht* über die Pläne für meine Zukunft herzlich nachdenken.

Nach Helbig/Helbig (1990, 270f.) fungiert *vielleicht* als ein Hypothesenindikator zur Markierung einer doxastischen Modalität. Der Sprecher signalisiere durch die Verwendung dieses Modalworts die „unsichere Vermutung hinsichtlich der Realität/Realisierbarkeit“ einer Proposition (Helbig/Helbig ebd.). Synonyme des Modalworts *vielleicht* seien *möglicherweise* (siehe unten: eine Verwendung im vorliegenden Korpus), *möglichenfalls*, *eventuell*, *vermutlich*, *womöglich*. Als mögliche Antonyme können *tatsächlich*, *in der Tat*, *wirklich*, *bestimmt*, *gewiss*, *zweifellos*, *zweifelsohne*, *unbestritten*, *fraglos*, *unbestreitbar*, *keineswegs*, *keinesfalls* und *mitnichten* gelten.

### Wirklich

Wenn ich denke nach, ist es mir aber sehr skeptisch, dass ich wieviel Befruchtung von anderen Gebiet *wirklich* ernten kann.

*Wirklich* fürchte ich mich vor meine Zukunft.

Das war *wirklich* wunderbar und alle Leute, die dort gezuhört haben, haben prima gesagt.

*Wirklich*, machen ein Mensch allein oder wenige Menschen solch ein Werk?

Denn er hat die eigentümliche Stimmung und den Duft und auch ich fühle die heftige Vertiefung, das Nachdenken, die Einsamkeit, die einsame Liebe. Deshalb ist der Herbst *wirklich* sehr mystisch.

Er hat mir einige Ansichtskarten von Seychelles gesandt. Alles war *wirklich* schön.

Bei dem Modalwort *wirklich* handelt es sich nach Helbig/Helbig (1990, 281) um einen epistemischen Gewissheitsindikator mit Sprecherbezug. Der Sprecher beurteile die Proposition, die ihm objektiv nachprüfbar erscheine, als mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Synonyme des Modalworts *wirklich* seien u.a. *tatsächlich*, *in der Tat*, *bestimmt*, *gewiss*, *unbestreitbar*, *unbestritten*, *unstreitig*, *fraglos*, *zweifellos*, *zweifelsohne*, *unzweifelhaft*, *wahrhaftig*, *wahrlich* und *fürwahr*. Als Antonyme gelten *keineswegs*, *keinesfalls* und *mitnichten*.

### Natürlich

*Natürlich* von mir aus ist es der Zweck der Versetzung, dass ich mir aus Treibhaus entgehen will.

Wenn die gute Reklame geht vor, *natürlich* verkaufen die Waren sich gut.

Auch ich kann meine kleine Möglichkeit merken. Bis jetzt denke ich *natürlich* nicht an etwas Bestimmtes.

Bei dem Modalwort *natürlich* handelt es sich nach Helbig/Helbig (1990, 171) um einen epistemischen Gewissheitsindikator mit Sprecherbezug. Der Sprecher drücke mit Nachdruck aus, dass eine Proposition in bezug auf ihre Richtigkeit und Gültigkeit keiner weiteren Erklärung bedürfe. Die Proposition verstehe sich gewissermaßen aus der Natur der Sache heraus. Als Synonyme gelten *selbstverständlich*, *selbstredend*, *ohne Frage*, *ja doch*, *zweifellos*, *ohne Zweifel* und *gewiss*.

### Tatsächlich

*Tatsächlich* sind wahre Freunde wenig.

Helbig/Helbig (1990, 203) charakterisieren das Modalwort *tatsächlich* als einen epistemischen Gewissheitsindikator ohne Subjekt- aber mit Sprecherbezug. Der Sprecher signalisiere aufgrund „gesicherter Kenntnisse der Tatsachen“ (Helbig/Helbig ebd.), dass eine Proposition „objektiv-realer Tatbestand ist“. Als Synonyme dieses Modalworts gelten u.a. *in der Tat*, *wirklich*, *bestimmt*, *gewiss*, *unbestreitbar*, *unbestritten*, *unstreitig*, *fraglos*, *zweifellos*, *zweifelsohne*, *unzweifelhaft*, *wahrhaftig*, *wahrlich* und *fürwahr*. Zu den Antonymen zählen *keineswegs*, *keinesfalls* und *mitnichten*.

### Möglicherweise

*Möglicherweise* bekomme ich viel Geld. Dann kann ich meiner Frau ein schönes Kleid schenken und meinen Kindern viel Kuchen kaufen.

Das Modalwort *möglicherweise* wird von Helbig/Helbig (1990, 167) als ein doxastischer Hypothesenindikator ohne Subjekt- aber mit Sprecherbezug charakterisiert. Der Sprecher signalisiere durch die Verwendung des Modalworts *möglicherweise* die Vermutung, dass eine Proposition unter bestimmten Bedingungen gelte. Zweifel seien jedoch nicht gänzlich ausgeräumt. Synonyme des Modalworts *möglicherweise* sind u.a. *eventuell*, *möglichenfalls*, *vermutlich*, *vielleicht* und *womöglich*. Als Antonyme können *tatsächlich*, *in der Tat*, *wirklich*, *be-*

*stimmt, gewiss, zweifellos, zweifelsohne, unbestritten, unbestreitbar, fraglos, keineswegs, keinesfalls* und *mitnichten* betrachtet werden.

#### Glücklicherweise

Und wir wurden *glücklicherweise* sogleich Freundin oder Freund und Freundin.

*Glücklicherweise* habe ich jetzt etwas Interessantes gefunden und werde Selbstgefühl haben.

Bei dem Modalwort *glücklicherweise* handelt es sich nach Helbig/Helbig (1990, 140) um ein Emotivum mit Sprecherbezug. Der Sprecher gebe „seinem Glücksgefühl Ausdruck“ und empfinde „Freude im Hinblick auf Verlauf (und) Ausgang eines Geschehens“ (vgl. Helbig/Helbig ebd.). Synonyme des Modalworts *glücklicherweise* sind u.a. *erfreulicherweise, zum Glück, gottlob* und *gottseidank*. Als Antonyme können *unglücklicherweise, bedauerlicherweise, leider, unerfreulicherweise, betrüblicherweise* und *ärgerlicherweise* gelten.

#### Gewiss

Es ist nicht *gewiss*, ob Chelcho eine Stelle bekommt.

*Gewiss* gefällt dieses Bild mir am besten, deswegen habe ich es gewählt.

Helbig/Helbig (1990, 136) bezeichnen das Modalwort *gewiss* als einen epistemischen Gewissheitsindikator mit Sprecherbezug. Der Sprecher signalisiere, dass er von der Faktizität einer Proposition überzeugt sei und bekräftige dies durch die Verwendung des Modalworts. Synonyme des Modalworts *gewiss* sind u.a. *bestimmt, wirklich, tatsächlich, offenkundig, fraglos* und *zweifellos*. Als Antonyme können u.a. *keineswegs, keinesfalls, mitnichten, kaum, schwerlich, bestimmt, sicher(lich), wahrscheinlich, vielleicht, vermutlich* und *wohl* gelten.

#### Komischerweise

Ich hatte große Angst vor den vielen Statuen in der Halle des Tempels. Ich fürchte mich *komischerweise* lange Zeit davor, einen Tempel zu besuchen.

Das Modalwort *komischerweise* wird von Helbig/Helbig (1990, 154) als ein valuativer Bewertungsindikator mit Sprecherbezug charakterisiert. Der Sprecher drücke durch die Verwendung dieses Modalworts aus, dass ein Geschehen „seltsam, sonderbar, merkwürdig, z.T. auch zum Lachen reizend“ erscheine (vgl. Helbig/Helbig ebd.). Synonyme dieses Modalworts sind u.a. *seltsamerweise, sonderbarerweise, merkwürdigerweise* und *eigenartigerweise*.

#### Seltsamerweise

Ich fühle mich *seltsamerweise* unruhig, sobald ich an die Prüfung denke.

Ähnlich wie das Modalwort *komischerweise* klassifizieren Helbig/Helbig (1990, 194) auch das Modalwort *seltsamerweise* als einen valuativen Bewertungsindikator. Der Sprecher signalisiere durch die Verwendung dieses Modalworts, dass er eine Handlung oder ein Verhalten als seltsam, merkwürdig oder erstaunlich erachte. Als Synonyme gelten u.a. *eigentümlicherweise, erstaunlicherweise, merkwürdigerweise* und *sonderbarerweise*. Als einziges Antonym wird *normalerweise* benannt (vgl. Helbig/Helbig ebd.).

#### Dankenswerterweise

*Dankenswerterweise* gewährt Gott auch Gnade, wenn wir ihn nicht von ganzem Herzen verstehen.

Auch das Modalwort *dankenswerterweise* kann als ein valuativer Bewertungsindikator mit Sprecherbezug beschrieben werden (vgl. Helbig/Helbig 1990, 107). Der Sprecher schätze eine Handlung als „des Dankes wert“ ein (vgl. Helbig/Helbig ebd.) und könne durch die Verwendung des Modalworts seinen Dank sprachlich artikulieren. Als Synonyme gelten u.a. *anerkanntenswerterweise* und *lobenswerterweise*. *Enttäuschenderweise* und *bedauernswerterweise* sind mögliche Antonyme.

### Selbstverständlich

Der Konfuzianismus *selbstverständlich* spielte und spielt noch bei Koreanern geistig und kulturell eine große Rolle.

Das Modalwort *selbstverständlich* kann als ein epistemischer Gewissheitsindikator mit Sprecherbezug charakterisiert werden. Der Sprecher beteuere durch die Verwendung dieses Modalworts, dass eine Proposition „in bezug auf Richtigkeit, Gültigkeit, Faktizität (und) Notwendigkeit“ (vgl. Helbig/Helbig 1990, 193) keiner weiteren Erklärung bedürfe. Synonyme des Modalworts *selbstverständlich* sind u.a. *selbstredend*, *natürlich*, *ohne Frage*, *zweifellos* und *gewiss*. Als Antonyme gelten *keineswegs*, *keinesfalls* und *mitnichten*.

### Normalerweise

Der Herbst ist eine Jahreszeit der Befruchtung. In dieser Jahreszeit ist *normalerweise* alles reichlich und schön.

Helbig/Helbig (1990, 172) charakterisieren das Modalwort *normalerweise* als einen valuativen Bewertungsindikator, durch dessen Verwendung der Sprecher bekunde, dass eine Handlung oder ein Verhalten den Regeln entsprechend verlaufe. Als Synonyme gelten *der Regel* und *zumeist*. Antonyme sind u.a. *gegen die Regel* bzw. *gegen jede Regel*.

### Üblicherweise

Der Herbst gibt mir Ruhe und Fassung, die sich vom leichten Herzen im Frühling und der Heftigkeit im Sommer unterscheiden. Deshalb kann ich mich in allem vertiefen, das ich *üblicherweise* versuchen will.

Auch bei dem Modalwort *üblicherweise* handelt es sich nach Helbig/Helbig (1990, 210) um einen valuativen Bewertungsindikator, der jedoch mit oder ohne Subjektbezug und mit oder ohne Sprecherbezug verwendet werden könne. Durch die Verwendung dieses Modalworts bewerte der Sprecher eine Handlung oder einen Vorgang als üblich, gebräuchlich und den Gepflogenheiten entsprechend. Als Synonyme gelten *wie üblich* und *gewöhnlich*. Als einziges Antonym wird *unüblicherweise* benannt.

## **5. Fazit**

Gegenstand des vorliegenden Beitrags waren die Modalwörter des Deutschen, die neben anderen modalen Mitteln dem Ausdruck der Modalität dienen, und ihre Verwendung durch koreanische Lerner des Deutschen als Fremdsprache. Nach einer ersten Abgrenzung von anderen modalen Ausdrucksmitteln (u.a. Modalverben, Modaladverbien und Modalpartikeln) wurden die morphosyntaktischen und semantischen Merkmale von Modalwörtern beschrieben. Dabei wurde festgestellt, dass sich Modalwörter morphologisch kaum von Adverbien unterscheiden, so dass in vielen Sätzen die Interpretation eines Wortes als Adverb oder Modalwort möglich erscheint. Im Gegensatz zu den Adverbien seien Modalwörter jedoch geeignet, die subjektive Aussage eines Sprechers über einen Vorgang oder einen Sachverhalt zu markieren. Transformationsoperationen (in einen übergeordneten Hauptsatz, Negation) ermöglichten die Disambiguierung ansonsten uneindeutiger Sätze. In Anlehnung an Helbig/Helbig (1990) wurden die Modalwörter hinsichtlich ihrer Deklinierbarkeit in attributive, deklinierbare und nicht attributive, nicht deklinierbare Modalwörter untergliedert.

Bezüglich der Semantik der Modalwörter erfolgte eine Differenzierung nach Helbig/Buscha (1986), die zwischen Modalwörtern zur Beurteilung der Realität einer Aussage (Modalität) und solchen zum Ausdruck emotionaler Befindlichkeiten (Emotionalität) unterschieden.

Bezüglich der Geltungsbereiche der Modalität wurde nach Terborg (1988) zwischen epistemischer, deontischer, volitiver und fähigkeitsbezogener Modalität differenziert. Mit Wunderlich (1974) wurden die Geltungsbereiche der alethischen und doxastischen Modalität hinzugefügt.

Im Rahmen einer empirischen Untersuchung wurden die Texte koreanischer Germanistikstudierender auf die Verwendung von Modalwörtern überprüft. Dabei konnten folgende Modalwörter in den Lernertexten festgestellt werden: *Vielleicht, wirklich, natürlich, tatsächlich, möglicherweise, glücklicherweise, gewiss, komischerweise, seltsamerweise, dankenswerterweise, selbstverständlich, normalerweise, üblicherweise*. Es zeigte sich insgesamt ein Überwiegen doxastischer Hypothesenindikatoren (*vielleicht, möglicherweise*), epistemischer Gewissheitsindikatoren (*gewiss, selbstverständlich, tatsächlich*) und valuativer Bewertungsindikatoren (*komischerweise, seltsamerweise, dankenswerterweise, normalerweise, üblicherweise*).

## **6. Literatur**

Bußmann, Hadumod (1983): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.

Duden (2006): Band 4: *Die Grammatik*. Mannheim.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1986): *Kurze deutsche Grammatik für Ausländer*. Leipzig.

Helbig, Gerhard/Helbig, Agnes (1990): *Lexikon deutscher Modalwörter*. Leipzig.

Lewandowski, Theodor (1985): *Linguistisches Wörterbuch. Band 2*. Heidelberg/Wiesbaden.

Terborg, Heiner (1988): *Der Ausdruck deontischer Modalität in Lernervarietäten. Eine entwicklungsbezogene Studie. Projekt „P-MoLL“*. Manuskript.

Wunderlich, Dieter (1974): *Grundlagen der Linguistik*. Hamburg.

# Versprecher als Forschungsgegenstand

Frank Kostrzewa

Ein Versprecher liegt nach Schwarz (2008, 221f.) dann vor, wenn ein Sprecher unbeabsichtigt von der intendierten Form einer Äußerung abweicht. Versprecher seien daher per definitionem als Performanzfehler und als funktionale Fehlleistungen in einem intakten Gehirn zu verstehen. Dabei unterliege die gestörte Sprachproduktion denselben Regularitäten wie die ungestörte Produktion. Wenn auch die Ursachen von Versprechern nicht immer eindeutig rekonstruierbar seien, so ließen sich die zugrunde liegenden Regelmäßigkeiten dennoch formal und semantisch beschreiben. Einheiten, die ersetzt oder vertauscht würden, stünden in einer semantischen oder formalen Relation zueinander, arbiträre Ersetzungen kämen hingegen praktisch nicht vor.

Üblicherweise würden bei Versprechern und Wortvertauschungen wiederum wohlgeformte Wörter entstehen. Wortvertauschungen seien also keinesfalls willkürlich, sondern ersetzte oder vertauschte Wörter gehörten in der Regel ein und derselben Kategorie an. So würden Stämme mit Stämmen, Präfixe mit Präfixen und Suffixe mit Suffixen vertauscht.

Schwarz (ebd.) beschreibt die Kontamination auf der Wort- und Satzebene als eine der häufigsten Versprecherursachen. Kontaminationen seien als das Ergebnis zweier konkurrierender Formulierungspläne zu verstehen. So entstünden auf der Wortebene beispielsweise Wörter wie *schlemm* als Ergebnis der Kontamination der Adjektive *schlecht* und *schlimm* und auf der Satzebene (Phrasenkontamination) käme es zu Formulierungen wie *mir fiel es am Anfang etwas schwierig* als Kontamination der Phrasen *mir fiel es am Anfang etwas schwer* und *ich fand es am Anfang etwas schwierig*.

Weitere Beispiele für Kontaminationen auf der Wortebene sind die Wörter *überwäge* als Kontamination der Verben *überlege* und *erwäge*, *Messe* als Kontamination der Nomen *Menge* und *Masse* sowie *Fasten* als Kontamination der Wörter *Fass* und *Kasten*.

Eine häufige Phrasenkontamination findet sich in der Formulierung *das hängt natürlich darauf an* als Kontamination der Phrasen *das hängt natürlich davon ab* und *das kommt natürlich darauf an*.

Liegen Vertauschungen auf der Laut- (*Nomat* statt *Monat*) und Wortebene (*trockenknochen* statt *knochentrocken*) vor, so spricht man von Metathesen. Wie die Beispiele illustrieren, findet bei diesem Versprechertypus eine direkte Vertauschung von Phonemen oder Lexemen statt. Bei den sogenannten Kontraktionen wird ein intendiertes Wort verkürzt, wobei jedoch häufig wiederum ein wohlgeformtes Wort entsteht (*Die Diskussion ist einigermaßen konvers* (statt: *kontrovers*) *verlaufen*).

Werden in einer Äußerung später auftretende lautliche, grammatische oder lexikalische Elemente bereits vorweggenommen, so spricht man von Antizipationen. So wird in der Formulierung *im zweiten Programm hören Sie Kompositionen von Karl Müllöcker* (*gemeint: Millöcker*) der Umlaut bereits antizipiert. Teilweise werden wie in dem Beispiel *mein Arbeitsrhythmus ist: anderthalb Stunden Pause, anderthalb Stunden Pause* bereits einzelne Lexeme antizipiert, wobei die Gründe solcher Fehlleistungen auch psychologischer Natur sein können (*Freud'sche Versprecher, Freud'sche Fehlleistungen*).

Gewissermaßen als Gegenstück zur Antizipation kann die Perseveration verstanden werden, bei der ein lautliches, grammati-

ches oder lexikalisches Element in Abweichung von den entsprechenden Regularitäten beibehalten wird. So bleibt in dem Beispiel *die Kerzen sind nämlich das, was den Christbaum so gefährlich machen* die Pluralkategorie des Nomens *Kerzen* abweichend von der syntaktischen Regularität in dem Verb *machen* erhalten.

Leuninger (1993) betrachtet Versprecher als Schaltfehler im System, die jedoch statistisch betrachtet relativ selten seien. So komme in der gesprochenen Sprache ein Versprecher auf etwa eintausend Wörter. Die Beschäftigung mit Versprechern könne als ein wesentliches Instrumentarium zur Erforschung von Sprachplanungsprozessen verstanden werden. Am Anfang eines Sprachplanungsprozesses stehe das Gerüst der Grammatik, in das der Sprecher Wörter einfüge, die aus einem umfangreichen Inventar ausgewählt würden. Nach einer kurzen Kontrollphase, die der Überprüfung der Stimmigkeit syntaktischer und semantischer Informationen und Kodierungen diene, würden die entsprechenden neuronalen Impulse an die Sprechorgane geleitet. Im Zuge dieses komplexen Geschehens könnten Versprecher entstehen, die eine unterschiedliche Charakteristik in Abhängigkeit vom zeitlichen und lokalen Ursprung des Versprechers aufwiesen.

Versprecher sind, so Leuninger, keinesfalls als etwas Pathologisches aufzufassen, sondern resultieren im Wesentlichen aus einem kurzen Aufmerksamkeitsdefizit und einem momentanen Versagen der mentalen Kontrollinstanz. Ähnlich wie die sogenannten *tip-of-the-tongue-Phänomene* („auf der Zunge liegen“) gibt die Untersuchung von Versprechern Hinweise auf die mentale Repräsentation von Sprache. Man geht heute davon aus, dass Sprache in zwei

Speichern lokalisiert ist, von denen der eine nach formalen und der andere nach inhaltlichen Kriterien organisiert ist. Die konzeptuelle Speicherung des Lemmas wird dabei ergänzt durch die Speicherung der morphologischen und phonologischen Eigenschaften eines Wortes in Form einer Wortmarke. Trotz der getrennten Speicherung von Konzepten und Wortmarken ist von einer engen Interaktion dieser beiden Speicher über einen als *lexical pointer* bezeichneten Mechanismus auszugehen.

Neuere Erkenntnisse der Kognitions- und Neurowissenschaften erlauben darüber hinaus eine genaue Lokalisierung sprachproduktiver und insbesondere auch sprachrezeptiver Arbeitsschritte im intakten menschlichen Gehirn. So konnte Friederici (2010, 398) zeigen, dass die Segmentierung des sprachlichen Inputs in syntaktische Einheiten der Analyse von Wortbedeutungen vorangeht, obwohl diese Erkenntnis unserer Intuition widerspricht. Erst in einer letzten Phase des Verarbeitungsprozesses würden die Bedeutungen und die syntaktischen Informationen integriert, um den Verstehensprozess abzuschließen. Alle diese Prozesse seien links-hemisphärisch lokalisiert.

Moderne Untersuchungsmethoden wie die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT) ermöglichen laut Friederici (ebd.) auch eine genaue zeitliche Messung des Sprachverarbeitungsprozesses. So beginne das Gehirn nach 120 Millisekunden mit der Analyse des syntaktischen Aufbaus eines sprachlichen Inputs, nach 400 Millisekunden beschäftige sich das Gehirn mit der Semantik und nach 600 Millisekunden beginne die Integration syntaktischer und semantischer Informationen.

#### **Literatur:**

Friederici, Angela: „Passt das Verb zum Nomen? - Wie der Mensch Sprache versteht“. In: *Forschung & Lehre* 6/10, 398-399.

Leuninger, Helen: *Reden ist Schweigen. Silber ist Gold*. Zürich 1993.

Schwarz, Monika: *Einführung in die kognitive Linguistik*. 3. Auflage, Tübingen/Basel 2008.

# Martin Grzimek zu Gast in Korea

W. Günther Rohr



Der Schriftsteller und Hochschuldozent Martin Grzimek wird im März und April 2013 Korea, Japan und Taiwan besuchen, durch die Lande fahren und aus seinen Werken vortragen. Eine Einladung der Lektoren-Vereinigung Korea an Herrn Grzimek wurde möglich, als sich der DAAD dazu entschlossen hat, den Flug von Deutschland nach Fernost zu finanzieren und damit ein großes Hindernis aus dem Weg zu räumen. Herr Grzimek wird an koreanischen Universitäten in Seoul, Daegu und Busan, an Universitäten in Japan und in Taiwan Auszüge aus seinen Werken vorlesen sowie mit den Studenten und hoffentlich vielen weiteren Zuhörern diskutieren. Das Goethe-Institut in Seoul veranstaltet einen Tag des koreanischen Deutschlehrers, an dem sich Herr Grzimek als Referent beteiligen wird. Zu unserer besonderen Freude wird er aber auch ein Seminar zum kreativen Schreiben, seinem Lehrgebiet an der altherwürdigen Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, für interessierte Studenten und Dozenten an-

bieten, das an der Chung-Ang-Universität in Seoul stattfinden wird.

## Biographisches

Martin Grzimek wurde 1950 in dem hessischen Dorf Trutzhain geboren, in dem damals Flüchtlinge aus Schlesien angesiedelt wurden. Später hat er seine Jugendzeit an diesem Ort in einer literarischen Reportage verarbeitet, die er *Trutzhain. Ein Dorf* nannte und die 1984 im Carl-Hanser-Verlag erschienen ist. Grzimek studierte Theaterwissenschaften an der Freien Universität in Berlin und später Germanistik und Philosophie in Heidelberg. Nach dem Staatsexamen war er als Lehrer für Deutsch als Fremdsprache und als Dozent für deutsche Literatur an der Schiller International University in Heidelberg tätig. 1986 übersiedelte er nach Südamerika und lebte bis 1992 im venezolanischen Caracas. Dort gehörte er dem Direktorium des Goethe-Instituts an und veröffentlichte seine Beobachtungen in dem lateinamerikanischen Land unter dem Titel *El factor tropical*, die bereits kurz nach ihrem Erscheinen vergriffen waren. Im gleichen Jahr kehrte er nach Deutschland zurück und wählte für sich und seine Familie die Gemeinde Nußloch südlich von Heidelberg als ständigen Standort. 1997 zog es ihn aber noch einmal für längere Zeit nach Südamerika, diesmal in die chilenische Hauptstadt Santiago. Neben seiner Tätigkeit als freier Schriftsteller lehrt er an der Universität Heidelberg auf dem Gebiet des kreativen Schreibens. Er ist Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland und der Freien Akademie der Künste Rhein-Neckar.

## Werke

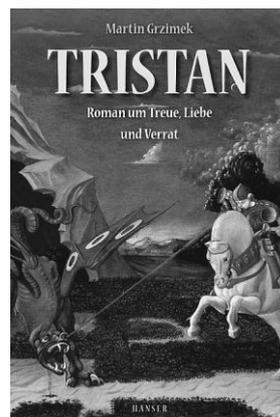
Der schon angeführte Roman *Trutzhain* war nicht Grzimeks Erstlingswerk; denn er

debütierte bereits 1980 mit dem Roman *Berger* und legte zwei Jahre später den Band *Stillstand des Herzens. Erzählungen* vor. Ein weiterer Erzähl-Band erschien 1995 unter dem Titel *Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben*. Besonderes Merkmal von Grzimeks Gesamtwerk ist seine Vielseitigkeit: Hierher gehören etwa seine *Literarischen Skizzen und Splitter* über Mostar am Ende des Jugoslawien-Kriegs. Sie sind ähnlich strukturiert wie *El factor tropical* und proträtieren die vom Krieg zerstörte und geteilte Stadt; sie sind 1995 in Heidelberg erschienen. Hierher gehört auch, dass er sehr anspruchsvolle Romane geschrieben hat, wie die uns in die Zukunft versetzende *Beschattung* (1989) und den teilweise in Südamerika spielenden Kriminalroman *Feuerfalter* (1992). Daneben hat er sich aber auch um Kinder und Jugendliche gekümmert und ihnen eine Bärenreihe geschenkt: 1995 erschien der reich bebilderte Band *Ein Bärenleben* (1995), gefolgt von *Rudi Bärenstark* (1998); schließlich kam 2005 das auch von Erwachsenen gerne gelesene Buch *Rudi – Ein tolles Bärenleben* auf den Markt. Sein *Tristan. Roman um Treue, Liebe und Verrat*, den Grzimek im letzten Jahr vorgelegt hat, zielt auf ein breites Publikum, wird aber ebenfalls gerne als Jugendbuch gehandelt, sodass die Stadt Braunschweig den Roman im vergangenen Frühjahr mit dem Friedrich-Gerstäcker-Preis für Jugendliteratur auszeichnete. Auch die Deutsche Akademie für Kinder und Jugendliteratur in Volkach würdigte Grzimeks literarische Leistung und machte den *Tristan* zu ihrem Buch des Monats im Dezember 2011. Das sind die jüngsten Preise, die Grzimek zugesprochen wurden und am vorläufigen Ende einer Reihe von Preisen und Stipendien stehen. Gleich mit dem Debut *Berger* erwarb sich Grzimek den Hermann-Hesse-Förderpreis der Stadt Karlsruhe und den Rauriser Literaturpreis, der Kultursenat Berlin sprach dem Schriftsteller in Würdigung seiner Leistung ein Aufenthaltsstipendium zu. Es folgten weitere renommierte Preise, von denen hier

noch der Krimi-Preis des Bochumer Krimi-Archivs und der Glauser Preis genannt seien, mit denen der *Feuerfalter* ausgezeichnet wurde.

Für eine Einführung in Martin Grzimeks breit gefächertes und umfangreiches Werk habe ich vier Bände ausgewählt: Als Einstieg dient mir sein *Tristan-Roman*<sup>32</sup>, der eine anschauliche Brücke zwischen dem europäischen Mittelalter und unseren Tagen schlägt. Von dort gehe ich ein gutes Stück in der Zeit zurück und widme mich dem Band *Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben*, einer Sammlung von acht Erzählungen um vorwiegend alltägliche Ereignisse<sup>33</sup>. Noch weiter zurück erschien Grzimeks preisgekrönter Kriminalroman *Feuerfalter*<sup>34</sup>, der uns auf den südamerikanischen Kontinent führt. Schließlich wende ich mich mit *Rudi. Ein tolles Bärenleben*<sup>35</sup> einem Kinder- und Jugendbuch zu, das 2005 dem Publikum vorgestellt wurde. Wem diese Auswahl zu subjektiv oder zu klein erscheint, der möge meine eingangs gegebene Übersicht konsultieren oder sich den einschlägigen Publikationen zu Martin Grzimek und seinem Gesamtwerk anvertrauen und dort weitere Titel zur Lektüre ermitteln.

### **Tristan. Roman um Treue, Liebe und Verrat**



Als ich im letzten Jahr vom Erscheinen des *Tristan* aus der Feder Martin Grzimeks erfuhr, wurde ich sofort hellhörig und habe mir das Buch gleich beschafft. Dabei interessierte mich zunächst, wie sich ein moderner Autor

<sup>32</sup> Martin Grzimek, *Tristan. Roman um Treue, Liebe und Verrat*, München 2011.

<sup>33</sup> Martin Grzimek, *Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben*, München/Wien 1995.

<sup>34</sup> Martin Grzimek, *Feuerfalter*, München 1992.

<sup>35</sup> Martin Grzimek, *Rudi. Ein tolles Bärenleben*, (dtv 62352) München 2008 (1. Aufl. 2005).

mit der aus alten Tagen überlieferten Lebens- und Liebesgeschichte Tristans auseinandersetzt und sie neu erzählt. Der Tristan steht in der Literatur des europäischen Mittelalters neben dem Gral-Mythos um Parzival und dem König Artus mit seiner Tafelrunde an sehr prominenter Stelle, und allen drei Erzählstoffen ist gemein, dass sie in der westlichen Welt recht häufig in eine moderne Sprachgestalt überführt wurden und werden. Doch während die Gralsgeschichten und die Romane um die Artusritter darüber hinaus zahlreiche Neubearbeitungen erfahren, gilt dies nicht in gleicher Weise für die Geschichte Tristans. Er erscheint zwar gerne als Artusritter und tritt in dieser kämpferischen Rolle auf, wenn die Abenteuer eines Weggefährten von der Tafelrunde zu berichten sind. Seine ureigene Geschichte, seine Liebe zu Isolde und deren tragischer Verlauf werden aber selten neu erzählt. Die bekannteste moderne Adaptation dürfte Richard Wagners Oper *Tristan und Isolde* sein, die 1865 am Königlichen Hof- und Nationaltheater in München uraufgeführt wurde. Wagner hat in seiner Oper die Handlung auf drei Szenen um die beiden Liebenden konzentriert und damit die Beziehung zwischen Tristan und Isolde gänzlich in den Vordergrund gerückt, während etwa Gottfried von Straßburg zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine Tristan-Vita verfasste, die mitten in der zu erzählenden Fabel abbricht. Gottfried breitet die Geschichte von Tristans Eltern aus und lässt Geburt und Jugend Tristans folgen; er schreibt einen Tristan-Roman, in den später Isolde eintritt und deren Schicksal dann untrennbar mit dem Tristans verbunden ist. Martin Grzimek geht den von Gottfried vorgezeichneten Weg und erzählt die Geschichte Tristans, was sich dann auch im Namen des Buchs niederschlägt: *Tristan. Roman um Liebe, Treue und Verrat*. Gottfried ist ihm dafür erster Gewährsmann, mehr nicht, und für das Ende der Geschichte muss er sich ohnehin anderen Autoren des europäischen Mittelalters anvertrauen, die im angelsächsischen, romanischen und germanischen

Bereich recht zahlreich anzutreffen sind. Grzimek nutzt diesen Strauß an überlieferten Erzählungen und sucht sich darin geeignete Anregungen für die eigene dichterische Phantasie.

Für den Ritter Tristan gilt, was auch für jeden anderen Ritter der legendären Tafelrunde um den König Artus gilt: In seiner Geschichte ist er der Beste, und er überragt seine Kollegen bei weitem. Doch treten bei Tristan weitere Elemente hinzu, die für einen Artusritter nicht wesentlich sind, Tristan aber in besonderer Weise auszeichnen. Bereits im Hochmittelalter hat Gottfried von Straßburg größten Wert auf Tristans Sonderstatus gelegt und diese Elemente vor seinem Publikum ausgebreitet: Auf die gefährvolle Geburt, die der Mutter Blanscheflur den Tod bringt, und die christliche Taufe, die den Marschall Rual und seine Gattin Floræte in der Öffentlichkeit zu Vater und Mutter Tristans werden lässt, folgen Kindheit und Jugend, in denen der heranwachsende Knabe außerordentliche Fähigkeiten und Fertigkeiten erwirbt: In gut hundert Versen (vv. 2043-2148) berichtet Gottfried<sup>36</sup>, wie sein Tristan Lesen und Schreiben lernt, in den Wissenschaften unterwiesen wird und im Ausland Fremdsprachen studiert; das geht über die Ansprüche an einen höfischen Ritter weit hinaus. Um die damals angesagten ritterlichen Fertigkeiten kümmert sich der rührige Lehrmeister Rual allerdings auch und lässt den Knaben Reiten, Kämpfen, Jagen und Musizieren erlernen. All dies aber ist bei Gottfried nicht nur der Weg zum ersten aller Ritter, sondern auch der Eintritt in ein Leben mit *sorge* (v. 2086).

Gottfried gibt einen Überblick über all das, was der heranwachsende Knabe für sein späteres Ritteramt erwirbt, und in diesem

---

<sup>36</sup> Ich zitiere Gottfrieds *Tristan* nach der Ausgabe von Rüdiger Krohn: Gottfried von Straßburg, *Tristan*, Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, nach dem Text von Friedrich Ranke neu herausgegeben, ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn, 3 Bände, (Reclams Universalbibliothek 4471-4473) Stuttgart <sup>13</sup>2010, <sup>10</sup>2009, <sup>8</sup>2008.

Überblick heißt es: *mit dem sante er in iesâ dan / durch vremede sprâche in vremediulant* ‚Mit diesem [klugen Mann] sandte er ihn dann / ins Ausland, damit er Fremdsprachen lerne‘ (vv. 2062f.). Diesen knappen Hinweis greift Grzimek auf und schickt seinen Tristan auf eine große Bildungsreise; unterwegs, auf der Fahrt wird er alles erlernen, was ihn zum ersten und besten aller Ritter macht. Mit dieser Reise ist der erste fundamentale Unterschied zwischen Grzimeks Roman und den mittelalterlichen Darstellungen erreicht: Vor Tristan liegt eine umfassende Bildung, die es zu er-fahren gilt. Auch Gottfrieds Tristan erwirbt sich eine umfassende Bildung, die aber einerseits durch den Rahmen höfischen Lebens vorgegeben und eingeschränkt ist: Er erwirbt alles, was ein Ritter an Waffen- und Kriegstechnik beherrschen muss, er erobert sich alle Felder des Pirschens und Jagens, um auch in friedvollen Zeiten einem ritterlichen Geschäft nachgehen zu können, und er bemüht sich um Meisterschaft im Singen und Musizieren, um die höfischen Damen zu unterhalten und zu beeindrucken. Wenn er sich andererseits in der Kunst des Lesens und Schreibens übt, wenn er also nach hochmittelalterlichem Verständnis Lateinkenntnisse erwirbt und sich der Wissenschaft widmet, geht das aber weit über den Rahmen hinaus, der einem höfischen Ritter vorbestimmt war. Die Bildungsreise Tristans im neuen Roman geht aber auch noch darüber hinaus und lässt den Protagonisten eine Bildung erfahren, die nach unserem heutigen Verständnis umfassend ist. Gleich zu Beginn seiner Ausfahrt ist Tristan mit der Natur konfrontiert, in die er massiv eingreift: Mit bloßer Hand fängt Tristan einen Fisch, dem Courvenal einen qualvollen Erstickungstod erspart und ihn mit einem Stein erschlägt. Es entspinnt sich zwischen Meister und Schüler ein Dialog um natürliche Gegebenheiten, um den Umgang mit Natur und um menschliche Bedürfnisse. Der junge Held geht unzufrieden aus diesem Gespräch hervor, aber unzufrieden nur insofern, als es eine allseits zufriedenstellende

Lösung in der Situation nicht geben kann. Einerseits erinnert dies an Parzivals Konflikt in der Einöde Soltanes, als er Vögel jagt, weil er von deren wunderschönem Gesang fasziniert ist. Die erjagten Vögel aber singen nicht mehr, weil sie tot sind, worüber der einfältige Junge bittere Tränen vergießt.<sup>37</sup> Das ist eine augenfällige Parallele aus der mittelalterlichen Literatur, doch ist Tristans Naturerfahrung von Grzimek aus neuzeitlicher Sicht konzipiert: Schon vor dem Fang der Bachforelle heißt es von dem Knaben, dass er den natürlichen Mikrokosmos zu seinen Füßen entdeckt, er das Getier im Gras betrachtet und sich vom Anblick eines Käfers oder einer Libelle gefangennehmen lässt. Das entspricht unserem Blick auf unsere Umwelt, der nicht der des 13. Jahrhunderts ist: Ein strahlender Held der mittelalterlichen Literatur wird sich niemals auf solche Niederungen einlassen. Hier verlässt Grzimek die alten Vorgaben und geht eigene Wege, die ihn zu seinem eigenen Tristan-Roman führen.

Grzimek betont, dass es ihm beim Schreiben seines Romans nicht darum ging, die mittelalterliche Realität möglichst getreu abzubilden; er wollte die vergangene Zeit als illustrativen Hintergrund für das eigene Erzählen nutzen. Das Mittelalter, wie wir es heute kennen, steht ihm aber dennoch zu Gebot, und er setzt es für seine erzählerischen Ziele ein. Dass er ein profunder Kenner des Mittelalters ist, erhellt ebenfalls aus der eben angeführten Szene: Nachdem unsere beiden Reisenden einem nächtlichen Mordanschlag entgangen sind und die wenigen verbliebenen Reiseuntensilien eingesammelt haben, lässt Grzimek mit feinsinnigem Humor den Lehrer Courvenal schwören, dass er kein Tier mehr essen werde, das er „noch lebend in seinen Händen gehalten habe“ (S.

---

<sup>37</sup> Wolfram von Eschenbach, Parzival. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und kommentiert von Eberhard Nellmann, übertragen von Dieter Kühn, 2 Bände, (Bibliothek des Mittelalters 8, 1/2) Frankfurt am Main 1994., hier die Verse III 118,2-22.

195). Also bringt er – völlig folgerichtig – seinem gelehrigen Schüler das Jagen auf Forellen mit dem Speer bei; denn bei solcher Jagd wird kein lebendes Tier an Land gezogen. Das verweist uns Leser lachenden Auges auf die kasuistischen Argumentationen mittelalterlicher Mönche, mit denen sie sich unter strengster Observanz der Ordensregel manche Erleichterung verschafften: Man könnte hier etwa an das Starkbier der Fastenzeit denken – oder an den Biber, der unter entsprechendem Aspekt auch als Fisch durchgeht und allemal als Fastenkost zu gelten hat.

Ein zweites Element unterscheidet den neuen Tristan fundamental von seinen alten Kampfgenossen: Auf seiner Fahrt durch die alte Welt, die ihn häufig in große Gefahren stürzt, lernt er eine Reihe von Menschen unterschiedlichster Herkunft kennen, er begegnet Adligen, Geistlichen und Stadtbürgern, aber auch Dienern und Knechten. Aus diesen Begegnungen entwickelt sich ein weites und umfassendes Beziehungsgeflecht, das die Handlung bis zum Ende der Geschichte bestimmt und trägt. Auch das hebt unseren Tristan von seinen überkommenen Namensgenossen, aber auch von den Berufskollegen um den König Artus in entscheidender Weise ab: Während die mittelalterlichen Helden gerade durch ihre Bindungslosigkeit ausgezeichnet sind, sie ihr Einzelgängertum pflegen und sich höchstens auf eine zeitlich eingegrenzte und oberflächliche Männerfreundschaft einlassen, sieht man hier einmal von der alles überragenden, aber nicht unproblematischen Liebe zur Frau ihres Lebens ab, ist Tristans Verhältnis zu seiner Um-Welt gerade durch eine Vielzahl von Beziehungen charakterisiert, die in unterschiedlicher Weise sein Leben bestimmen und darin eingreifen: Tristan lebt in einer Gemeinschaft, und er lebt mit all den Konflikten, die ein soziales Leben eben mit sich bringt.

Bei aller Verschiedenheit: Tristan wäre nicht Tristan, wenn es Isolde nicht gäbe, wenn sich sein Onkel Marke der vom Nefen geliebten Isolde nicht ehelich verbände

und so das magische Dreieck komplettierte, das den Lebensweg der drei Protagonisten bestimmt. Auch wenn Grzimek in vielen Details abweicht, rührt er nicht am Kern dieser Geschichte. Zwei fundamentale Unterschiede, die in der Jugend Tristans gründen, habe ich benannt. Ein weiterer Unterschied ist die Rationalität, die Grzimek in die Handlung einziehen lässt. Damit meine ich nicht nur solche Aspekte wie die plausible Erklärung zum Gottesurteil, das Isolde bei Grzimek ob mönchischer List unbeschadet übersteht. Die Figuren selbst sind rationaler und berechenbarer, der Hergang der Handlung wird nachvollziehbarer. So steht etwa auch Isolde nicht allein mit ihrem hinterhältigen Mordanschlag auf die hilfreiche Hofdame Brangæne, die ihrerseits eine Magd ins Meer stürzt und auf diese Weise dem Tod durch Ertrinken überantwortet; auch Tristans Pflegemutter Floræte lässt einer Dienerin in unnachgiebiger Härte die Zunge herauschneiden. Dem Mordanschlag auf Brangæne ist so die Einzigartigkeit genommen, und rücksichtslose Gewalt rückt in den Bereich von gelebter Normalität.

Dieser Geist der Rationalität umweht die Geschichte bis zu ihrem bitteren Ende, bis zum Tod der beiden Liebenden. Gemeinhin kennen wir dieses Ende mit großem Pathos, den die Autoren gerne in der Schlusssequenz spielen lassen. Hier kommt es in der Regel zum großen Auftritt König Markes, der je nach Gusto des Autors dem gemeinsamen Tod vom Neffen Tristan und der Ehefrau Isolde mit dörperhaftem Unverstand oder tränenbeseelter Verständnissinnigkeit begegnet. Darauf verzichtet Grzimek und zeigt uns, dass dieser tragische Schluss auch anders geht.

Ich kehre noch einmal zum Beginn von Tristans Bildungsreise zurück, zu dem Abschnitt, der mir zur Illustration einiger Aspekte des neuen Romans diente und an dem heutige Bildungsideale und Grzimeks Humor augenfällig zu machen sind. Diesem besonderen Abschnitt ist auch ein Stück weit Irrationalität inhärent, das sich mit der Mutter Isoldes, der Königin Isolde

von Irland, verbindet. Sie hat dunkle Vorahnungen, dass ein Ritter aus fremden Landen kommen und Unglück über ihr Königreich bringen werde. Ihre Ahnung ist so vage, dass sie den Namen des Ritters nicht kennt, doch sind ihre Eingebungen so konkret, dass sie dem im Abendland umherreisenden Knaben Tristan gedungene Mörder nachschicken kann. Nächtens entschließen sich die drei Mordschergen, ihren Anschlag auszuführen, den Tristan aber verhindern kann. Ist der Hintergrund des Anschlags selbst irrational, so spielt in seine Verhinderung wiederum Rationalität hinein: Weil Tristan Hunger hat, findet er nicht in den Schlaf, und deswegen kann er auf die anschleichenden Gesellen aufmerksam werden und sich und seinen Lehrmeister in Sicherheit bringen.

Ein weiteres Element in Grzimeks Erzählstil sei noch angemerkt: Er liebt das Spiel mit allerlei Sprachen, für das sich in seinem Erzählen vor historischem Hintergrund reichlich Gelegenheit bietet. In unserer Episode am Eingang der großen Bildungsreise gibt es einige fremdsprachliche Einwüfe, die dem zeitlichen Rahmen des Mittelalters entsprechen: Die Natur heißt dem lateinisch gebildeten Mönch Courvenal natürlich *natura*, und er ist es, der nach heil überstandener Gefahr sich und seinen Eleven mit einem lateinischen Sprichwort beruhigt: *Male parta male dilabuntur* (S. 197); die Sentenz ist bei Cicero belegt und war im Mittelalter geläufig. Auch heutzutage dürften die meisten Leser diese Weisheit kennen, und außerdem erschließt sich wie hier das fremdsprachliche Einsprengsel in der Regel aus dem Kontext. Das *Chell hegaton* der Mordbuben (S. 193) nach vollbrachtem Anschlag ist leicht zu deuten, die *saboon* in des Meisters Kästchen (S. 197), die Tristan zum Waschen dient, versteht sich von selbst. Sehr hübsch ist Courvenals Hinweis an den Knaben: „Und vergiss nicht“, fügte er hinzu und schwang sich auf sein Pferd, *„non iam existimus. Wir sind frei“* (S. 196). Auf der gerade aufgenommenen Reise werden sich zahlreiche Gelegenheiten für

dieses äußerst reizvolle Spiel bieten, so etwa in Aachen, wo sich die beiden ungleichen Reisenden für einige Wochen klösterlicher Gastfreundschaft erfreuen: „Tristan bückte sich und hob ein heruntergefallenes Blatt von solch einem Kohlkopf auf und biss hinein. Es schmeckte süßlich. Er kaute eine Weile darauf herum, bis ihn ein Tritt aufschreckte, den ihm der Händler ins Gesicht gab. ‚Jet well‘, rief er mit rauer Stimme. Der Junge verstand ihn, ohne die Worte zu kennen, machte sich aus dem Staub, lief die Straße hinunter und sah wieder einen fremden Mönch auf sich zukommen, dem er aber nicht mehr ausweichen konnte. Zu seiner Überraschung grüßte ihn der Mann freundlich und wünschte ihm *‚bonum iter. Deus te adjuvet!‘*“ (S. 234). Diese Gelegenheiten zu Sprachspielen werden auch noch später aufscheinen und vom Autor dankbar genutzt.

Tristan bricht also gemeinsam mit seinem Lehrmeister Courvenal auf zu einer Bildungsreise, die Jahre lang währt und von Martin Grzimek auf vielen Seiten beschrieben wird. Der ganze Roman hat einen Umfang von gut 900 Seiten, die bewältigt werden wollen. Grzimek macht seinen Lesern die Lektüre aber leicht, indem er flüssig und eingängig formuliert. Das machte es mir möglich, den Roman in kurzer Zeit zu lesen, und vieles dieser Lektüre ist mir in Erinnerung geblieben. Hier hat sich der Erzähler Grzimek glücklicherweise auf einen umfangreichen Stoff eingelassen, bei dem er seine erzählerischen Fähigkeiten voll zur Geltung bringen kann. Es ist ein Genuss, Tristans Lebensweg bis zu seinem bitteren Ende zu folgen. Grzimek erzählt von einem anderen Tristan, dem ich in den älteren Darstellungen noch nicht begegnet war. Besonders beeindruckend ist Tristans Reise durch das alte Europa, für die Grzimek nur Eckwerte zur Verfügung hatte und seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte. Schon die von mir ausgewählte kleine Szene am Eingang der Reise, als Tristan in Begleitung des von Grzimek mit menschlichen Zügen ausgestatteten Mönchs Courvenal kaum einige

Wochen zu Pferd unterwegs ist, zeigt die enorme Qualität, die dieser neue Tristan-Roman in sich birgt.

### **Feuerfalter**

Von dem historisierenden Roman zu Tristan und seinem prominenten Liebesleben gehen wir fast zwanzig Jahre zurück in Grzimeks literarischem Schaffen und wenden uns dem *Feuerfalter* zu, als Kriminalroman einer gänzlich anderen Gattung zugehörig, die aber meist nicht weniger Ansprüche an das erzählerische Vermögen stellt als ein erzählender Roman, nämlich dann nicht, wenn er sublimer Unterhaltung dient, und eben das kann Grzimeks *Feuerfalter* für sich in Anspruch nehmen. Der Autor schickt die Leser mit seinem Protagonisten auf eine unbestimmte Reise, auf der kriminelle Handlungen stets präsent sind und eine Atmosphäre beständiger Ungewissheit erzeugen. Die Straftaten mit ihren Wirkungen, mit ihrer Verfolgung und der möglichen Bestrafung, schließlich mit der Ab- und Gegenwehr der Betroffenen sind der Vordergrund, sie bilden die Handlungsebene, die man als Publikum sehr gerne betritt; denn Grzimeks Erzählweise lässt einen gut, vor allem unbemerkt mitten ins unheimliche Geschehen eintauchen. Es ist eine weite und fordernde Reise, auf die man sich einlässt, und weit ist sie nicht nur im räumlichen Sinn: Grzimek lotet seelische Tiefen aus, die sich teilweise erst auf den zweiten oder gar erst dritten Blick erschließen. Auf diesem Weg wird aber schon alsbald deutlich, dass die Handlung vor einem Hintergrund stattfindet, auf dem das Verhältnis von Realität zu Fiktion verhandelt wird. Dieses Verhältnis hat Grzimek schon in dem Vorgängerroman *Die Beschattung* ins Zentrum seines Erzählens gerückt, dort aber in einer Zukunftsvision, in der das freie Spiel individueller Phantasie unterdrückt und durch einen reibungslos funktionierenden staatlichen Apparat ersetzt werden soll. In beiden Fällen thematisiert der Autor seine eigene Wirklichkeit als Schriftsteller und damit sich selbst, lässt das Publikum teilhaben an der be-

wussten Auseinandersetzung des Künstlers mit seinem Werk und an der Bestimmung eines eigenen Standorts in der gesellschaftlichen Realität.

Die Eingangsszene des Romans markiert sehr deutlich die Fallhöhe für unseren Protagonisten, für den erfolgsverwöhnten Journalisten Gerrit Becker: Aus dem banalen Alltag, in dem der von einem ungeliebten, aber unterlegenen Konkurrenten zugestellte Parkplatz bereits eine mittlere Katastrophe darstellt, wird er unvermittelt herausgerissen und in eine undurchsichtige und brutale Schattenwelt geworfen, in der allein das Recht des Stärkeren regiert: „An einem verregneten Morgen Mitte Mai fuhr Gerrit Becker in die Tiefgarage des neuen Hochhauses der Zeitung, steuerte seinen Wagen zum Stellplatz 56 und sah, daß er wieder besetzt war.“ Zum fälligen Donnerwetter wird es gar nicht mehr kommen, da das unmissverständliche Diktat des Chefs dazwischen kommt und in den dräuenden Schicksalsschlag überleitet. Das Angebot ist mit einem mächtigen Karriere-schub verknüpft, sodass Becker nicht ablehnen kann. Ihm bleiben noch einige Tage seiner bürgerlichen Existenz, ehe er nach Südamerika fliegt und in die Halbwelt eines venezolanischen Drogenbarons hinüberwechselt. Der Auftrag von Carlos Pathes an das Mitglied der schreibenden Zunft klingt recht einfach und ungefährlich: Becker soll den Lebensweg des Drogenpaten nach dessen Angaben und Aufzeichnungen beschreiben und in Schrift festhalten. Doch ist nicht nur das Niederlegen eines persönlichen Werdegangs, das Verfassen einer Biographie das Ziel der aufwändigen Aktion: Becker soll dem international gesuchten Gangster Opal, wie er nach einem bedeutungsvollen und ihn ständig begleitenden Stein genannt wird, schreibend die Identität zurückgeben, die er im Laufe seiner kriminellen Karriere verloren hat. Indem Opal dem erfolgreichen Journalisten Becker diesen Auftrag erteilt, macht er sich aber angreifbar, liefert er sich dem Presse-mann aus, der vom Veröffentlichlichen seiner Informationen lebt. Der

Mann der Halbwelt aber weiß sich zu schützen und schneidet Becker zunächst aus dem Sicherheitsnetz seiner Umgebung heraus, indem er ihn im Exil des Drogenstaats Kolumbien, das sich Opal selbst gewählt und ausgebaut hat, einschließt und unter Drogen setzt. Grzimek bezieht sein Publikum in diesen Prozess ein, und gemeinsam mit Becker verliert der Leser den Bezug zur Realität: Nach dem Festsetzen an fremdem Ort rauben Rauschmittel Becker und damit dem Publikum jeden rationalen Zeitbezug. Die äußere Existenz Beckers wird schließlich durch seine inszenierte Ermordung vernichtet, die Opal schon seit geraumer Zeit geplant hat: Der Zufall ließ ihn auf einen US-amerikanischen Zuhälter stoßen, der große Ähnlichkeit mit dem deutschen Journalisten aufwies und so die Leiche für den fingierten Mord an Becker abgeben konnte. Die Behörden lassen sich mit dem untergeschobenen Körper täuschen, und da der Betrug auch an Beckers Familie und seiner heimatlichen Umgebung gelingt, löst sich seine Identität im Nichts auf. Die rasante Handlung spült schließlich auch noch die Leiche aus Beckers Keller ans Tageslicht; da dient Beckers heimlich geführtes Tagebuch zum Zeugen. Und schon lange ist nicht mehr klar, was Fiktion und was Realität ist. Die Versetzung von Beckers Restpersönlichkeit in die USA, die Flucht vor dem FBI und vor auf ihn angesetzten Kleinkriminellen, schließlich der Wettlauf mit der Zeit, in den sich Becker durch die bevorstehende Hochzeit seiner Frau – oder Ex-Frau, wie Linda mit einigem Recht annehmen muss – gehetzt sieht, tut ein Übriges. Doch auch bei Becker stirbt die Hoffnung zuletzt, und er kämpft weiter gegen die Machenschaften Opals und die eigenen Verstrickungen an. Der Leser hofft und bangt mit Becker, und auch er wartet gebannt auf die nächsten Machenschaften, mit denen Opal sein Opfer weiter in den Sumpf zieht: Der Drogenboss scheint allgegenwärtig.

Grzimek ist mit dem *Feuerfalter* ein dunkler Kriminalroman gelungen, der völlig

zurecht preisgekrönt wurde. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang der Bezug zu E. T. A. Hoffmanns *Elixier des Teufels*, die als überkommener Schauerroman des 19. Jahrhunderts noch heute ihre Leser begeistern. Aus der Romantik stammen Grzimeks Motive des Doppelgängers und der Realität des Außergewöhnlichen. Völlig selbstverständlich und damit um so verstörender kommt vor diesem Hintergrund die Zerstörung einer bürgerlichen Existenz daher.

### **Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben**

Mag man für den *Feuerfalter* die Selbstverständlichkeit konstatieren, mit der außergewöhnliche Ereignisse Gerrit Becker in sein persönliches Desaster treiben; genauso und mit dem gleichen Recht kann man auch deren Unwahrscheinlichkeit festhalten. Mit Wahrscheinlichkeiten treibt Martin Grzimek den Leser in dem Band *Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben* um; die acht Geschichten oszillieren zwischen hoher Wahrscheinlichkeit und großer Unwahrscheinlichkeit. An einem Extrempunkt steht sicherlich die Titelgeschichte, denn der Held „Ulrich, oder sagen wir einfach nur Uli“, macht Verrenkungen, um sich zu verlieben und die Frau seines Lebens zu finden, die sehr unwahrscheinlich sind. Und dennoch sind die zugrundeliegenden Verhaltensweisen so unwahrscheinlich nicht, und an dieser Stelle merkt der Leser, dass er besagte Verrenkungen bei sich selbst entdecken und er sich in dem Protagonisten Uli wiedererkennen kann. Darin steckt der Reiz dieser Erzählungen, und das gilt auch für eine so sehr wahrscheinliche Geschichte wie die von *Ein[em] Meer ohne Klippen*: Man muss kein Geschäftsmann sein, der auf die Fünfundfünfzig zugeht, um die Geschichte nachvollziehen zu können, die der Manager als Ich-Erzähler darbietet – mehr noch: Völlig unproblematisch lassen sich Züge des eigenen Verhaltens wiedererkennen, die Grzimek deutlich herausarbeitet. Unser Geschäftsmann steht mitten

im Berufsleben, das ihn sehr in Anspruch nimmt und seine ganze Person absorbiert. Geht es in den Urlaub, an „die Strände der Karibik“, ist der geschäftliche Alltag vergessen und Erholung pur angesagt. Christina, seine attraktive Ehefrau, existiert auch, aber jenseits des Geschäfts und jenseits des Krafttankens fürs Geschäft. Glücklicherweise weiß sie sich im Urlaub selbst zu beschäftigen, stört also nicht beim Dösen oder dem lethargischen Krimilesen. Und so wie die karibische See sieht der Manager seine Ehe: „Ein Meer ohne Klippen“, von dem die Freunde sagen, dass es langweilig sei. Er selbst aber ist's zufrieden – und stößt auf die Klippe Susanne, die eigentlich nichts außer ihrer Jugend als Attraktion zu bieten hat. Das folgende Geschehen wäre ziemlich banal, wenn nicht Grzimek die entscheidenden Momente ausstellen würde, die dem aufmerksamen Leser zu denken geben: Die Selbstgefälligkeit, mit der der Ich-Erzähler Begehrlichkeiten auf sich selbst gerichtet sieht, lässt aufhorchen und in der eigenen Seele nachforschen. Die kalte Dusche folgt gleich doppelt, zunächst von Susanne selbst, die vielleicht gespielt, aber an nichts Ernsthaftes gedacht hat, und dann von Christina, die er in den Armen von Klaus erwischt, dem dicklichen Physikstudenten und Anhang von Susanne; wahrscheinlich bleibt er selbst unbemerkt, weil sich die beiden gerade innig küssen. Nach der Abreise des jungen Paares tut er gut daran, die Ereignisse der letzten Tage an den Stränden der Karibik nicht zu ergründen: Allzu schnell könnte er sich inmitten von Klippen ohne Meer wiederfinden.

Wenden wir uns noch einmal Uli zu, einer ganz anderen Art von Verlierer. Er ist am 29. Februar geboren, wird also vom Leben fast ständig um seinen Geburtstag betrogen. So wartet er am 1. März, gerade wieder um seinen Geburtstag gebracht, einmal mehr darauf, „was an Mißlichem als erstes auf ihn zukommen würde.“ Er muss nicht lange warten: Das Auto geht kaputt, und seine Freundin Claudia verlässt ihn. Das aber ist nicht wesentlich, weil es jedem passieren

kann. Wesentlich ist für Uli vielmehr der Umstand, dass er allen Leuten misstraut. Ist man für sich selbst bei dieser Haltung angelangt, muss man nicht mehr lange warten, bis sich das Misstrauen wie von selbst bestätigt. Uli geht es nicht viel anders, und selbst seine hohe musikalische Begabung will ihm nie zum Guten ausschlagen. Auch die Eröffnung des väterlichen Testaments bringt keine wirkliche Besserung, obwohl sie ihm das Nutzungsrecht des Familienfahrzeugs verheißt, wenigstens für eine gewisse Zeit. Erst der Tausch des väterlichen Vehikels gegen das mütterliche Fahrrad bringt eine einschneidende Änderung in das Leben Ulis: Er verliebt sich in das sprechende Fahrrad und „erreichte ... tatsächlich jenen Grad glücklicher Zufriedenheit, den man normalerweise frisch Verliebten nachsagt.“ Da könnte die Geschichte ein Ende haben und Uli eine wenn auch nicht glückliche, so doch zumindest zufriedene Zukunft schenken. Doch will es das Schicksal anders mit Uli und nimmt seinen verhängnisvollen Lauf: Uli handelt sich mit einem Missverständnis zunächst eine saftige Ohrfeige und dann das Verständnis der schlagkräftigen Dame ein. Sein notdürftig eingerichtetes Idyll bricht zusammen, und mit dem Einzug von Normalität wird er zum erfolgreichen und hochgelobten Komponisten. Seine Liebe muss er dafür allerdings aufgeben. Höchst amüsant ist *Was der Fall ist*, die Geschichte von einem Vater, der mit seinem fünfjährigen Sohn zu Hause ist; Frau Adelheid muss sich um ihre Mutter kümmern. So ist der Vater, der Ich-Erzähler, mit dem kleinen Sohn allein und ärgert sich. Die Eltern haben ihr Kind bereits bei der Geburt mit dem Namen Frank-Markus gestraft, und auch jetzt hält der Vater einen Klaps für eine angemessene Kommunikation zwischen Vater und Sohn. Dafür straft ihn das Schicksal mit einem Hexenschuss, und er ist plötzlich auf den Sohn angewiesen, der alle Befehle des hilflosen Vaters brav ausführt. Er bringt sogar den Stuhl zurück in die Küche, nachdem er ihn für ein Gespräch mit der Schwiegermutter zum

Telefon im Flur geschleppt hat; so erfährt der genervte und unbewegliche Vater, dass seine Frau nicht ihre Mutter pflegt, sondern in der Stadt einkauft. Der zurückgebrachte Stuhl verhindert, dass Frank-Markus später rechtzeitig an das klingelnde Telefon gelangt; manch väterlicher Befehl erweist sich als eher unangemessen. Zum Schluss sitzen beide nächtens vor dem Fernsehapparat, der Junge müde, der Vater betrunken, weil der Sohn genug Bier herangeschafft hat. – Fünf weitere Geschichten berichten aus dem Alltag, von einem Sohn, der nicht erwachsen werden will, von einem pensionierten Bahnwärter, dem ganze Züge verschwinden, von Problemkindern, die eines plötzlichen Todes sterben, von einem hoffnungsvollen Studenten, der unerwartet in der Gosse landet, und von einem erfolglosen Schriftsteller, der durch einen Betrug zu seiner Schriftstellerei zurückfindet, alltägliche Geschichten, die uns Grzimek mit großem erzählerischem Vermögen präsentiert.

### Rudi. Ein tolles Bärenleben



Ich komme zum letzten Buch meiner kleinen Auswahl aus Martin Grzimeks Gesamtwerk, dem Kinderbuch *Rudi. Ein tolles Bärenleben*. Ich will mich auf einige Anmerkungen beschränken, da ich das Buch als erwachsener Mann beurteilen und gar nicht den Versuch starten will, es mit den Augen eines Kindes zu lesen. Nach seiner Lektüre kann ich mir gut vorstellen, dass *Rudi* viele erwachsene Leser gefunden hat; denn Grzimek lässt auch hier seinen Spaß an der Alltagsgeschichte spielen, bemüht sich aber erfolgreich um eine sehr viel einfachere Sprache als in seinen anderen Werken. Sehr wohltuend ist, dass er auf erzieherische Hinweise verzichtet und weder in

einen Märchenton noch in Schönfärberei verfällt. Der Bär erlebt Schönes und Unschönes, und der Bär kann sprechen: Jedenfalls kann er sich mit seinen Artgenossen, anderen Plüschtieren und Puppen unterhalten, und er kann sich den Menschen mitteilen, die ihn verstehen wollen. Er kann in der Schule lernen, und er kann traurig sein, kann sogar weinen, was ein Bär eigentlich nicht sollte. Wo es angebracht erscheint, flicht Grzimek plausible Erklärungen in seinen Text ein, geht damit aber wohltuend zurückhaltend zu Werke. Dass Rudis Abenteuer immer zum Guten ausschlagen, ist für ein Kinderbuch nur angemessen, und auch ein Erwachsener hat es manchmal ganz gerne, dem erwartbar guten Ausgang entgegenzulesen. Dass sich das Mädchen Sarah und der Bär Rudi ausgerechnet am Orinoko im brasilianischen Urwald wiederfinden, ist höchst unwahrscheinlich, für die Seele aber Balsam. Das Erwartbare wird mich am nächsten Tag wieder einholen, auch wenn ich mich für einen Abend auf die Lektüre eines Kinderbuchs einlasse, und beides ist gut so.

### Fazit

Martin Grzimek gehört sicherlich zu den vielseitigsten Autoren unserer Gegenwart, und wir können uns in Korea glücklich schätzen, dass er uns besuchen und für uns aus seinem Werk vortragen will. Mich hat ganz besonders sein Roman von dem alle überragenden Ritter Tristan fasziniert, in dem Grzimek eine alte und bekannte Geschichte mit modernen Mitteln neu erzählt und nicht den Versuch unternimmt, eine mittelalterliche Geschichte einfach wiederzubeleben. Grzimek ist ein exzellenter Beobachter, und gerade im Detail zeigt sich seine Meisterschaft, sowohl im Wahrnehmen als auch im Erzählen. Das gilt nicht nur für den *Tristan*, sondern in gleicher Weise für seinen Krimi *Feuerfalter*, seine Erzählensammlung *Von einem, der verzweifelt versucht, sich zu verlieben* und für das Kinderbuch *Rudi. Ein tolles Bärenleben*: Wir dürfen gespannt sein.

## Hat sie das tatsächlich gerade gesagt?

Lena Gorelik, Lieber Mischa – Du bist ein Jude

*Iris Brose*

„Lieber Mischa, ...der du fast Schlomo Adolf Grinblum geheißten hättest, es tut mir so leid, dass ich dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude.“ Das Buchcover fasst den langen Buchtitel im Layout zusammen mit „Lieber Mischa – Du bist ein Jude“. Lena Gorelik schreibt dieses Buch an ihren neugeborenen Sohn und reflektiert hier ihre jüdische Identität. Geboren in der ehemaligen Sowjetunion und mit Eltern und Großeltern nach Deutschland emigriert, gehört sie zu den insgesamt 219.604 russischen Juden, die zwischen 1991 und 2004 nach Deutschland ausgewandert sind. Sie bilden damit eine Auswanderergruppe aus Russland neben den Russlanddeutschen, von denen im gleichen Zeitraum 1,9 Millionen in Deutschland eingewandert sind. Der große Zustrom von russischen Juden hat die Situation in Deutschland komplett verändert. So wuchsen die jüdischen Gemeinden von 1990 mit knapp 30.000 Mitgliedern auf über 93.000 im Jahr 2001. Heute besuchen ca. 102.000 Juden die Synagoge, und man schätzt, dass ungefähr 100.000 Juden nicht institutionell-religiös angebunden sind. So gibt es in Deutschland mehrere jüdische Stimmen, und die 1980 geborene Lena Gorelik positioniert sich sowohl innerjüdisch als auch zur deutschen Seite hin differenziert. Ihr Buch gliedert sich in vier- bis maximal zwölfseitige Essays, von denen das Buch 21 enthält. Sie beginnt mit „Die Top Ten der antisemitischen Vorurteile: Warum sie wahr sind“, die sie witzig und sarkastisch kommentiert. Hier gibt es wie im ganzen Buch am Seitenrand kleine Kommentare zum Geschriebenen ... Und im dritten Essay „Oj vej“ beschreibt

sie ihr eigenes Leben. In Russland waren Juden eine Volkszugehörigkeit, und sie lernte in Deutschland das Judentum als eine Religion kennen. Diese Erfahrung beschreibt sie wie folgt:

... im Religionsunterricht der jüdischen Gemeinde, die ich einmal wöchentlich nachmittags besuchte. Ich lernte die Traditionen, an die sich meine Großmutter nur noch dunkel erinnerte, und die Gebete. Ich ging nun regelmäßig in die Jüdische Gemeinde, in der die sogenannten ‚deutschen‘ Juden verwundert die sogenannten ‚Russen‘ anstarrten, uns also, die wir so gut wie gar nichts über das Judentum wussten und kein Hebräisch verstanden. So manch einer rümpfte die Nase. Oj vej. Die Russen gaben ein Naserümpfen über die Arroganz der alteingessenen Gemeindeglieder zurück. Doppelt Oj vej.

Im ganzen Buch bezieht sie sich auf ihre eigenen Erfahrungen. Sie gibt so eine differenzierte Auskunft über ihr jüdisches Leben in Deutschland. Am meisten habe ich über drei aufeinanderfolgende Essays gelacht, die heißen: „Du bist ein Jude!“ Von Menschen, die Dich nur aus einem Grund hassen“, „Du bist echt Jude?“ Von Menschen, die Dich nur aus einem Grund lieben“ und „Und: es geht noch schlimmer“. Das letzte Essay beginnt mit den Worten: „Die Steigerung von Philosemit ist Konvertit.“ Und hier wird folgende Szene beschrieben: Konvertiten fühlen sich „berufen, den Juden das Judentum zu erklären.“ Wenn Chanukka auf einen Schabbat fällt, ist es wichtig, dass wir erst die Chanukkalichter und dann die

Schabbatlichter anzünden. Und das tun wir genau 18 Minuten vor Sonnenuntergang. „Nur, dass das die meisten Juden gar nicht tun. Weder achtzehn noch achtzig Minuten davor. Und wenn man dann mit einem besorgten Lächeln fragt: ‚Sicher, dass es 18 Minuten sind? Ich dachte, es seien 17 gewesen‘, zitieren sie, ohne Nachzudenken, die Stelle im Talmud oder in der Thora ... oder in irgendeiner jüdischen Schrift, in der das festgehalten ist.“

Aber nach diesem sarkastischen Essay folgt ein Interview mit einer guten Freundin, die sie in Israel kennengelernt hat und die dabei ist, zum Judentum zu konvertieren. Keine Schwarz-Weiß Malerei, sondern Differenzierungen sind ihr wichtig. Dies gilt auch für ihr vorletztes Essay, das überschrieben ist mit „Du lebst in Deutschland, ist Dir das eigentlich klar?“

... es gab mal Zeiten, da hätte einem nichts Schlimmeres passieren können, als Jude zu sein und in Deutschland zu leben. Aber das ist nun fünfundsiebzehn Jahre her.

Oh, oh. Hat sie das tatsächlich gerade gesagt? Man darf Geschichte nicht vergessen, niemals. (Eine jüdische Stimme).

Oh, oh ! Hat sie uns endlich, endlich eine Jüdin die Absolution erteilt? Das ist doch längst Geschichte. (Eine Stimme, die ich nur ungern höre).

Weder – noch.

Lena Gorelik hat ein schlagfertiges, selbstkritisches und vor allem witziges Buch geschrieben, das Spaß macht zu lesen. Und es ist auch ein nachdenkliches Buch zum Thema jüdische Identität in Deutschland.



Lena Gorelik, Lieber Mischa – Du bist ein Jude  
München: Graf Verlag 2011, 185 S., 18 €  
ISBN 978-3-86220-012-2

# Die Kunst der Integration

## Lena Gorelik, Sie können aber gut Deutsch

*Michael Paulus*

Wenn Lena Gorelik schreibt, wie Gastarbeiter, die nach vielen Jahren in Deutschland immer noch kein Deutsch sprechen, trotzdem glücklich sind, weil sie sich „auf ihre Weise eingelebt, sich das an Sprache angeeignet [haben], was sie brauchten, um sich im Alltag zurecht zu finden ... meist hatte man im Freundeskreis jemanden gefunden, der bei wichtigen Terminen übersetzen half“ (119), fühlt man sich ‚auch‘ an so manche Expats z.B. in Korea erinnert. Denn die durchleben genauso dieses Problem, wenngleich auch auf einem vollkommen anderen Level, da ihnen eben nicht diese fehlenden Sprachkenntnisse zum Verhängnis erwachsen können, wenn sie die entsprechende Position, das Geld und die Macht besitzen, ebenso wenig wie dem Unipräsidenten, der vielleicht kein Wort Englisch herausbringt, oder auch dem neuen Chef der Deutschen Bank mit indischem Hintergrund, Anshu Jain, den – trotz seiner Führungsrolle in einer deutschen Institution – wohl kaum jemand ernsthaft auf seine Deutschkenntnisse abklopfen wird. Sprache ist eben auch Mittel der Macht oder, im negativen Sinne, der Ausgrenzung. Gleiches beschreibt Lena Gorelik, Journalistin und Schriftstellerin (‚Meine weißen Nächte‘, ‚Lieber Mischa‘), die mit ihren Eltern im Alter von zwölf Jahren aus St. Petersburg eingewandert ist, sehr treffend für die weniger privilegierten Einwanderer in Deutschland in ihrem neuen Werk „Sie sprechen aber gut Deutsch“. Es geht um dieses vermeintliche Lob, das in Wirklichkeit keines ist, sondern eben ein Mittel zur Ausgrenzung, das soviel besagt wie: Dein Deutsch ist ja nicht schlecht, aber eine von uns bist Du deshalb trotzdem nicht.

Nun, das Problem an sich ist vielleicht kein rein Deutsches, denn was die Sprache in Deutschland ist, ist vielleicht das Essen in Korea: Wenn einem Zuwanderer, der in diesem Land bereits viele Jahre lebt, immer noch Bewunderung dafür ausgesprochen wird, dass er als Nicht-Koreaner so scharf essen kann, mag er sich gleichsam ungerecht wahrgenommen fühlen. Spezifisch Deutsch hingegen sind wohl eher die Integrationsdebatten, die oft mit gutem Willen, aber immer vehement geführt werden und in denen man vermeintlich tolerant festzumachen versucht, wer ein guter und ein schlechter „ausländischer“ Deutscher ist, was bisweilen bizarre Züge annehmen kann: „Und dann mussten auch noch deutsch-türkische Fußballspieler vor dem Deutschland-Türkei-Spiel den deutschen Journalisten mehrmals verbindlich versichern, dass ihr Herz wirklich für Deutschland schlägt“ (132), urdeutsch? Vielleicht auch wieder nicht, denn der „urdeutsche Goethe [hat] zwei Seelen, die in ein und derselben Brust wohnen, durchaus nachvollziehen können“ (132). Doch nicht jeder Deutsche ist ein Faust, und so geht die Integrationsdebatte in viele Runden, wobei u.a. immer wieder der ‚Vorzeigegastländer‘ herhalten muss, bei dem die Integration doch so schön geklappt hat (Geht doch, wenn man will!). Sie sagen dann Sätze wie „Aber natürlich ist Deutschland mein Zuhause“ und kritisieren bisweilen sogar weniger ‚Integrationswillige, weil [diese] ... mit einem Fuß noch in Anatolien leben und es tatsächlich wagen, ihre alte Religion beizubehalten“ (97). Gorelik wird deshalb nicht müde, in ihrem Buch den ‚Wir‘-Charakter einzufordern, was nichts anderes heißen soll als das Eingeständnis der Deutschen, dass Deutsch-

land schon längst ein Einwanderungsland mit vielen verschiedenen Einwanderungsgruppen ist. „Mein Deutschland ... war ein Wir-Deutschland, zu dem so viele unterschiedliche Menschen gehörten, die miteinander und mit mir nicht unbedingt etwas zu tun hatten, auch nichts zu tun haben mussten, aber doch zweifelsfrei ein Teil dieses Landes waren. Ich wollte mit ihnen reden, ihre Geschichten erzählen, ich wollte darüber schreiben, wie vielfältig und deshalb spannend dieses Deutschland ist“ (128).

Zwar wurde der Startschuss für das Buch durch die Sarrazin-Debatte ausgelöst, aber das Interesse an dem Thema bestand schon weitaus früher. Gorelik wollte sich eigentlich auch nicht mit Thilo Sarrazins Thesen auseinandersetzen, aber in der Art und Weise, wie sein Buch aufgenommen wurde, sah sie dennoch, dass Handlungsbedarf bestand. Mit Witz, Ironie und Sachkenntnis macht sie sich ans Werk, beschreibt ihre eigene – russische – Herkunft und setzt sich selbst sogar mit Selbstironie in Szene. Wenn sie z.B. von ihrer ersten, von ihrer Mutter mit Liebe gemachten und von ihren ersten deutschen Freundinnen verschmähten russischen Geburtstagstorte erzählt, die sie sich so sehr von ihrer Mutter gewünscht hatte und die diese mit großer Liebe und Sorgfalt zubereitet hatte, und davon, dass sie sich dennoch am Ende dafür gegenüber ihren neuen deutschen Freundinnen schämte, da sie doch damit Freunde gewinnen und nicht verprellen wollte, möchte man zugleich lachen und weinen; denn man erkennt, wieviel Mühe der „Migrant“ sich auch geben mag, die Außenwelt kann jede Anstrengung komplett anders aufnehmen und in einem solchen Fall bisweilen brutal reagieren.

Ihr Ziel ist dabei eigentlich, dass dieses Buch eines Tages nicht mehr nötig sein wird, dass das Wir-Gefühl so stark sein wird, dass es keiner Befürwortung mehr bedarf. Und sie weiß dennoch unterbewusst, dass dieser Fall vielleicht nie eintreten wird; denn es geht nicht nur um Einsicht und guten Willen: Die Unterschiede

wollen gar nicht von allen überwunden werden. Denn im stetigen Ausgrenzen liegt die Macht dessen begründet, der vermeintlich besser, deutscher ist, was keineswegs immer nur die Sprache betrifft, wie die Debatten um Muslime beweisen. Christian Wulffs ‚Der Islam gehört zu Deutschland‘ wandelt sein Nachfolger im Bundespräsidentenamt, Joachim Gauck in einem STERN-Interview um in ‚Die Muslime, die in Deutschland leben, gehören zu Deutschland‘. Gorelik nimmt diese Problematik zum Anlass, darauf hinzuweisen, dass die Muslime im heutigen Deutschland ein Objekt der Angst oder auch des Hasses darstellen könnten, das mit dem der Juden von früher zu vergleichen sein könnte: „Ich finde es höchst bedenklich und erschreckend, wenn landauf landab verallgemeinernd von Muslimen die Rede ist, als sei es eine vollkommen homogene Gruppe. ... Wenn Ängste um sich greifen, wie die, in Deutschland könnte die Scharia eingeführt werden, dann ist es eine Art pauschaler Ausgrenzung, die nichts mit einer Debatte um konkrete Probleme gemein hat, und in ihrer Pauschalisierung an den Antisemitismus Anfang des Jahrhunderts erinnert“ (Gorelik in einem Interview mit dem Gazelle-Magazin, 27. März 2012).

Klar, das Werk hat manchmal seine Längen, wenn sich Gorelik etwas zu sehr in Rage redet und bestimmte Argumente immer wiederholt. Aber selten ist ein Buch zu einem so relevanten und ernsten Thema so locker geschrieben daher gekommen, dass es wohl viele in seinen Bann zu ziehen vermag. So könnten vielleicht auch die relevanten und durchaus interessanten Thesen sogar hängenbleiben: „Wir leben in einem Land, das von seinen historisch bedingten, regionalen Unterschieden geprägt ist, wie kaum ein anderes, seien diese nun dialektaler, kultureller, traditioneller, politischer, geschichtlicher, religiöser oder sogar kulinarischer Natur.“ Sie leitet daraus eine Gesellschaft der Vielfalt ab, die sie nicht als unhinterfragte Utopie, sondern vielmehr als eine Aufgabe verstanden wissen möchte: „Vielfalt ist eine Herausforde-

rung für jede Gruppe, für jede Gesellschaft. Vielfalt ist nicht nur schön, einfach, weil es vielfältig bunt ist. Vielfalt ist anstrengend und stellt eine Gesellschaft immer wieder vor neue Probleme. ... Wenn man von Vielfalt spricht, könnte man auch von Diversität sprechen. ... Wenn man von Diversität spricht, spricht man nicht vor-

rangig von Problemen. ... Die Fragestellung ist eine andere, ... ist eine positive, weil man nach dem Nutzen dieser Vielfalt, dieser Verschiedenheit fragt, weil man sie als Motor für gesellschaftliche Entwicklung begreift“ (40f.). In der Wirtschaft heißt das ‚Diversity Management‘.



Lena Gorelik, „Sie können aber gut Deutsch!“  
München: Pantheon-Verlag 2012, 240 S., 14,99 €  
ISBN 978-3-570-55131-8

# Eigentlich will sie nur davonkommen!

Angelika Klüssendorf, *Das Mädchen*

W. Günther Rohr

Für einen Roman ist Angelika Klüssendorfs erzählerisches Werk ‚Das Mädchen‘ recht kurz; die Autorin kommt mit knapp 180 Seiten aus. Diese Feststellung soll aber keineswegs etwas über die Zugehörigkeit zu einer Gattung aussagen; zweifelsfrei handelt es sich hier um einen Roman. Vielmehr ist der überschaubare Umfang des Werks als Hinweis auf die Sprache zu verstehen, mit der Klüssendorf ihre Geschichte vor dem Leser entfaltet. Sie kommt bei ihren Schilderungen fast ohne jeden Schmuck aus, erläuternde oder gar ausschmückende Adjektive und Adverbien fehlen weitgehend, Nebensätze sind nur selten in den Text eingeschaltet. Die Handlung ist mit wenigen Hauptsätzen hingeworfen, alles andere wäre überflüssiger Ornat. Das Kolorit ergibt sich auf andere Weise, das Ambiente lässt sich erahnen, die Atmosphäre wird mit jedem Satz, mit jedem Absatz, mit jeder Handlung überdeutlich. Trostloses Elend allüberall; Klüssendorfs Text beginnt mit dem Wort „Scheiße“.

Erzählt wird die Geschichte eines halbwüchsigen Mädchens, das mit seinem Bruder bei der Mutter aufwächst: „Das Mädchen ist zwölf Jahre alt, ihr Bruder Alex sechs, seit Tagen sind sie in ihrer Wohnung eingeschlossen“ (8). Die Mutter hat die Kinder eingesperrt und sich selbst in das Leben da draußen begeben, das so gut wie keine Rolle im Leben der Kleinfamilie spielt. Wir tauchen ein in eine Welt voller Alkohol und Gewalt, Beziehungslosigkeit prägt das Zusammenleben, Ichbezogenheit ist Programm. Es ist eine kleine Welt, aber nicht privat; denn Privatheit scheint bei den Personen, die in den Blick treten, nicht einmal auf. Das Mädchen sucht im zweiten Teil der Erzählung nach so etwas wie ihrer

privaten Welt, nach sich selbst; der zweite Teil ist das Ende der Erzählung, und die Suche endet mit ihr, aber nicht die Geschichte.

„Das Mädchen“: Erzählt wird seine Geschichte, und man hat immer wieder das Gefühl, den Ablauf der Ereignisse mit seinen, des Mädchens Augen zu sehen, obwohl die Geschichte in der dritten Person erzählt wird. Mit dem Mädchen ist man am Geschehen beteiligt, und die Teilnahmslosigkeit des Erzählens ist nur schwer zu ertragen. Aber gerade an diesem Punkt scheinen sich die Grenzen zwischen Erzählerin und Protagonistin zu verwischen: Man ist geneigt, die Teilnahmslosigkeit als gelebte Realität zu nehmen. Die Frage, ob sich hier autobiographische Züge entfalten, ist müßig, die Teilnahmslosigkeit aber bleibt erschreckend. Die auf diese Weise vorgestellte Geschichte zerfällt deutlich in zwei Teile: Nach dem Leben in der Familie, bei Mutter, Mutter und Vater oder Vater kommt das Mädchen in ein Heim, vom Mädchen wohl gewollt, aber letztlich doch nicht so richtig. Anlass dazu, aus der verwahrlosten Wohnung der Mutter in den staatlich organisierten Raum eines Kinderheims zu entkommen, hat es eigentlich schon genug gegeben, kurz vor der Einweisung hat sich die Mutter noch einmal viel Mühe gemacht: „Am nächsten Morgen ist die Mutter in besonders boshafter Stimmung, nennt ihre Tochter eine Missgeburt und erzählt ihr, dass sie leider vergeblich versucht habe, sie abzutreiben. Ausführlich schildert die Mutter die blutigen Details, und sie glaubt ihr sofort“ (109f.).

Vor dieser Zäsur in seinem Leben ist das Mädchen der Willkür und den Misshandlungen der Mutter gnadenlos ausgesetzt.

Glücklicherweise gibt es Alex, den kleinen Bruder; denn immer dann, wenn er verprügelt wird, könnte die große Schwester verschont bleiben und ungeschoren davorkommen. Sie ist ihm gegenüber ziemlich mitleidlos, schlägt ihn selbst und macht ihn in den Augen der Mutter sogar zum Bett-nässer. Solidarität hätte schon etwas mit Gefühl zu tun, und das wäre in all dieser Abgestumpftheit fehl am Platz. Sie zieht den kleinen Kerl, der noch in den Kindergarten geht, sogar in „ihr Lieblingsspiel, das sie sich selbst ausgedacht hat“ (14), hinein. Es ist ziemlich gefährlich, die Verantwortung liegt aber glücklicherweise bei den anderen: „Sie steht am Bordstein, und kurz bevor ein Auto sich auf ihrer Höhe befindet, rennt sie blitzschnell über die Straße“ (14). Das ist Spannung pur, nur dass es der kleine Alex irgendwann nicht rechtzeitig zum Bordstein schafft und mit gebrochenem Schlüsselbein im Krankenhaus landet. Dass die Mutter ihr die Schuld am Unfall des kleinen Bruders gibt, ist in der Situation zwar richtig, aber noch mehr symptomatisch für die Sicht der Mutter auf ihre Umwelt, für das, was die Mutter der Tochter als Vorbild in ihr Leben mitgibt: Schuld sind immer die anderen, und für die Mutter natürlich in ganz besonderem Maß die Kinder; denn die sind ihr am nächsten und für die Vorwürfe immer verfügbar. Ohne die Kinder besäße sie Haus und Auto, und in der Familienwohnung sind sie verantwortlich für den Dreck und das fehlende Bier im Kühlschrank. Aber schon bald wird auch der konkrete Anlass für Strafaktionen mit dem Gürtel überflüssig: Die beiden Kinder sind eben schuld. Das hat auch den Vorteil, dass die Misshandlung der Kinder als wohlfeile Möglichkeit, sich vom trostlosen Alltag abzulenken, ständig präsent ist.

Die Mutter hat wechselnde Männerbeziehungen, die vorübergehend in die Wohnung einziehen. Doch die Arnos und Henrys ziehen bald weiter, nach einem lautstarken und handgreiflichen Streit. Eines Tages ist aber der Vater wieder da, der Vater unseres Mädchens, nicht des Bruders

Alex; der Alltag ändert sich aber kaum: Vater und Mutter streiten oft, sodass die Mutter weder Zeit noch Kraft für die Misshandlung der Kinder aufbringen kann, und es muss mehr Bier herangeschafft werden; der Vater ist durstig – und will seine Ruhe. Eine tatsächliche Änderung im Leben des Mädchens zeichnet sich ab, als es nach einem missglückten Ausreißversuch in die Obhut des Vaters kommt. Das Idyll, das Vater, Geliebte Ellen und Tochter zusammen basteln, zerbricht schon bald am Alkoholkonsum des Vaters. Obwohl die Situation auch dann noch vergleichsweise untraumatisch ist, zieht es die Tochter zurück zur Mutter; Kinder gewöhnen sich an alles – und betrachten dann auch Schläge als ganz normales Los. Dann dauert es aber nicht mehr lange, bis mit dem Eintritt ins Heim ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Es ist nicht so, als gehörten nun die Ungechtigkeiten und Schläge der Vergangenheit an. Für das Mädchen beginnt aber insofern ein neues Leben, als sie sehr langsam aus ihrer Abgestumpftheit herausfindet und sich nicht mehr ausschließlich über andere definiert. Doch kann dies bei einem Menschen, der keinerlei Kenntnis seiner eigenen Person hat und nicht über die kleinste Spur von Selbstwertgefühl verfügt, nur direkt ins Chaos führen. Sie selbst wird zu ihrem größten Feind, und mit ihrer Unberechenbarkeit wird sie ihrer Umgebung zu einer großen Belastung. Sie findet sich einfach hässlich, muss aber ungläubig bemerken, dass einige Jungs anderer Meinung sind. Dass sich ausgerechnet „der schönste Junge im Ort“ (164) für sie interessiert, macht ihr Angst und gibt ihr Rätsel auf. Sie frisst so viel, wie nur in sie hineingeht, nimmt aber kein Gramm zu. Sie lacht an den falschen Stellen und provoziert unsäglich. Für die Rolle der Lady Milford in Schillers ‚Kabale und Liebe‘ „lernt [sie] ihren Text mit Hingabe, probt immer wieder vor dem gel“ (170), um sich durch eine abfällige Bemerkung des Sportlehrers jegliche Begeisterung nehmen zu lassen. Schließlich beendet sie die Schule mit einem miesen

Abschluss und beginnt eine Lehre als Rinderzüchterin; das ist die Lehre, die eigentlich keiner will, und damit die Bestätigung ihrer Mutter, die ihr ohnehin nichts Gutes prophezeien wollte.

Die Erzählung endet am siebzehnten Geburtstag des Mädchens, das die Lehre abbrechen will und an die Mutter geschrieben hat; jetzt hat sie die Briefe aber nicht mehr abgeschickt. Dann kommt das Schlussbild: Ein Schwarm Wildenten zieht Richtung Süden, und das Mädchen träumt vom Fliegen, bleibt aber liegen.

Der Schluss lässt alles offen und Raum für vage Hoffnung, aber auch für schlimmste

Befürchtungen. Dass eine solche Jugend in den offiziellen Verlautbarungen der DDR nicht existierte, mag richtig sein. Klüssendorf weist mit ihrem Buch aber nachdrücklich darauf hin, dass so etwas durchaus möglich war. Macht man sich darüber hinaus klar, dass solche Verhältnisse auch im Westen anzutreffen waren, und das nicht nur in der Unterschicht, so wird der Roman zu einer bitteren Anklage gegen ein trauriges Gesamtdeutschland, in dem die Mauer keine Trennlinie markieren konnte.



Angelika Klüssendorf, Das Mädchen

Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch 2011, 183 S., 18,99 €

ISBN 978-3-462-04284-9

# Die Individualutopie eines verklemmten Gernegroß

Christian Kracht, Imperium

Andreas Wistoff

Gleich zu seinem Erscheinen erfuhrt das Buch heftige Kritik, unberechtigte, wie gezeigt werden wird, aber wirksam, weil sie die Aufmerksamkeit auf einen Roman lenkte, der die Lektüre lohnt.

Auf 242 Seiten stellt der Erzähler in 15 Kapiteln das Leben des Aussteigers August Engelhardt dar, der sein bürgerliches Leben im wilhelminischen Berlin verlässt, der in der Südsee, in einem deutschen „Schutzgebiet“, sein Glück sucht, seine Bestimmung ahnt, unwillkommene Jünger erduldet und schließlich scheitert. Seine Lebensidee ist es, allein vom Verzehr und der Verarbeitung der Kokosnuss, der „Krone der Schöpfung“, zu leben: als Kokovor in Herbertshöhe an der Küste Deutsch-Ostafrikas. Der Roman erzählt als „Chronik“ oder „Bericht“ Engelhardts Südsee-Leben von der Hinreise als Passagier auf der „Prinz Waldemar“ an.

Skurril wie der Protagonist ist auch sein Umfeld, das – von einigen Beamten im auswärtigen Dienst und zielstrebigem Geschäftsleuten einmal abgesehen – aus Glückssuchern, Welterklärern, Alkoholikern und Wirrköpfen besteht. Die im Roman gezeigte Gesamtsituation sowie das Personal, auch seine soziale, geographische und politische Einbettung, sind real, d.h. auf der Basis historischer Quellen gegründet, und mehr als beim ersten Lesen vermutet ist versunkene Wirklichkeit, mit einiger Phantasie in Details. Andere Details, viele, ihre Reichhaltigkeit beeindruckt durchaus, sind zweifellos angelesen, nachgeschlagen, gezielt recherchiert, aber nicht überladend, sondern dekorierend, mitunter spielerisch eingesetzt, und sie beflügeln die Vorstellungen des Lesers, die scharfe Konturen bekommen. Lokalkolorit, Charaktere und Beziehungen erscheinen plastisch, teils durch die ausführlichen

Schilderungen im immer wieder retardierenden Voranschreiten des Erzähltons, teils durch interpretierende Einwürfe des Erzählers.

Erzählt wird teils aus der Perspektive des Protagonisten, teils reflektiert: „so oder ähnlich dachte der junge August Engelhardt“ (12); „[n]un, in diese Zeit fällt diese Chronik, und will man sie erzählen, so muss auch die Zukunft im Auge behalten werden, denn dieser Bericht spielt ganz am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts“ (18). Auch ein personaler Erzähler erscheint mitunter: „Da wir uns nun bemüht haben, von der Vergangenheit unseres armen Freundes zu erzählen [...]“ (93). Und hier liegt auch das Problem, will man versuchen, die Erzählerperspektive zu fixieren, denn sie vexiert und entgleitet der Festlegung. Manchmal denkt Engelhardt, manchmal kommentiert der Erzähler quasi ‚allwissend‘, manchmal bleibt eine Situation auch explizit im Unklaren: „[...] verschwindet im Nebel der erzählerischen Unsicherheit“ (130). Die Vorwürfe an den Autor Kracht haben in dieser Unschärfe der Erzählerposition ihre Ursache. Sie beziehen sich auf die folgende Textpassage:

„[...] als würde es [gemeint: das 20.Jh., AW] das Jahrhundert der Deutschen werden, das Jahrhundert, in dem Deutschland seinen rechtmäßigen Ehren- und Vorsitzplatz an der Weltentischrunde einnehmen würde, und es wiederum aus der Warte des nur wenige Menschenjahre alten, neuen Jahrhunderts durchaus auch so erschien. So wird nun stellvertretend die Geschichte nur eines Deutschen erzählt werden, eines Romantikers, der wie so viele dieser Spezies verhandelter Künstler war, und wenn dabei manchmal Parallelen zu einem späteren deutschen Romantiker und Vegetarier ins Bewusstsein dringen, der vielleicht

lieber bei seiner Staffelei geblieben wäre, so ist dies durchaus beabsichtigt und sinnigerweise, Verzeihung, in nuce auch kohärent. Nur ist letzterer im Augenblick noch ein pickeliger, verschrobener Bub, der sich zahllose väterliche Watschen einfängt. Aber wartet nur: er wächst, er wächst“ (18f.).

Aus dem Kontext ergibt sich noch eindeutiger als schon aus dieser Passage selbst, dass hier aus einer subjektiven zeitgebundenen Erzählperspektive in die Zukunft geblickt wird und ausgehend von dieser Perspektive wiederum rückblickend bewertet wird, aber die Wertung stammt von einem Erzähler, der Zeitgenosse des Protagonisten ist und in der Gleichzeitigkeit mit dem Erzählzeitraum Künftiges einschätzt.

Zu diskutieren wäre indes, wie wichtig diese Stelle für den Zusammenhang des Romans ist. Vom Erzählstrang aus betrachtet, ist sie völlig entbehrlich. Sie wirft allerdings ein Licht auf den Weg vom einzelgängerischen Sonderling, der seinen abseitigen Gedanken nachhängt, zum Aufstieg Hitlers, und dieser Weg erscheint als kurz und unspektakulär, wie eine un gelenkte Eigenbewegung sich fast passiv weiterentwickelnd. Hitler wächst als ein Sonderling unter vielen, ob entstanden, genährt oder womöglich erst ermöglicht durch die spezifische zeitliche und gesellschaftliche Umgebung – oder ob nicht, er steht irgendwie neben dem Kokosenthusiasten Engelhardt, wie aber und wo und weshalb, bleibt offen. Jede weitere Parallele unterbleibt.

Eine Schwäche des Buches liegt hier offen, denn immer wieder stößt man auf Formulierungen, die den Eindruck nahelegen, dass sie vielleicht gar nicht genau so, wie sie erscheinen, gemeint sein müssen: „vielleicht lieber bei seiner Staffelei geblieben“ (19) – soll heißen? „durchaus beabsichtigt und sinnigerweise, Verzeihung, in nuce auch kohärent“ (19) – soll heißen? „Menschenjahre alten“ (18) – wieso nicht einfach: Jahre alten? Oder: „ihm war, als habe man ihm mittels einer Apparatur sämtliche Courage aus seinen Knochen

herausgesaugt, und nun bräche das Gerüst zusammen, welches vormals nur durch den Kitt des Mutes zusammengehalten war“ (31). Es fällt schwer, sich solche Bilder vorzustellen. „Das perfide, unfaßbare Jetzt mäandert, einem ektoplasmatischen Wabern gleich, aus allen Ecken und Enden und fließt unkontrollierbar wie ein Gas in sämtliche Richtungen des Daseins [...]“ (203). Das ist wider die Biologie und Physik, wirkt nicht überzeugend und auch nicht ironisch genug, um einfach witzig zu sein. Schließlich: „[...] kam, wie vor langer Zeit erhofft, ein verstimmtes Klavier“ (148): Ob wirklich gemeint ist, dass erhofft war, ein verstimmtes Klavier möge kommen?

Hinzu kommen sprachlich gestelzte, gedrechselte Formulierungen wie „vermeintlich in seiner Trachea logierenden Knochenstückchen“ (25) für etwas, das schlicht im Hals steckte, die auch kaum mit einer subjektiven Perspektive erklärbar sind, außerdem auch grammatische Nachlässigkeiten wie „ein nicht der Rede wert es Chinatown“ (17).

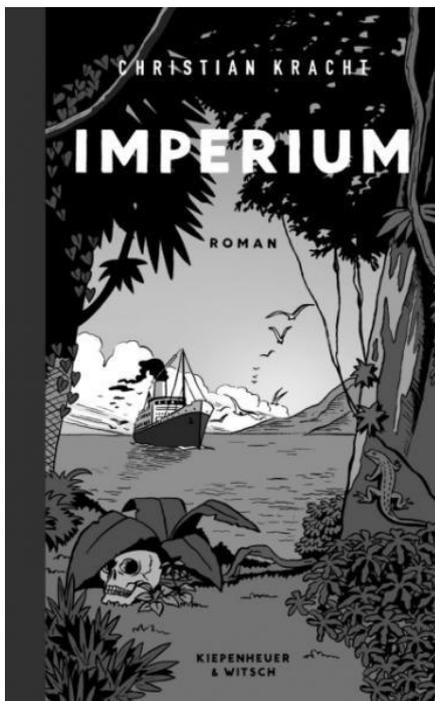
Viel häufiger aber glücken die Formulierungen und Bilder. Sie zeichnen Situationen mit einem Humor, der lakonisch, drastisch und mit viel Lust am Fabulieren einfach vergnügt und viel Ironie in den Ernst der Persönlichkeiten legt, etwa wenn der Protagonist halbwach während eines nächtlichen Gewitters an der Zimmerdecke von Blitzen „absonderlicherweise die Umrisse von England hingeworfen sah“ (27), wenn in wenigen Worten die jahrzehntelange Irrfahrt eines unterfrankierten Briefs von Port Said auf den Eselskarren eines koptischen Altpapierhändlers in der Wüste Sinai skizziert wird (vgl. 34), wenn die Berliner Moden kommentiert werden (vgl. 162), wenn Seifenblasen „ihr kurzes Laugenleben aushauchen“ (57).

Zivilisationskritik aus der Sicht des Aussteigers und Spott über dessen Lebensalternative vermischen sich, so dass es keine positive Gestalt im Roman gibt, der Protagonist selbst ist ebenfalls nicht sympathisch. Das Leserinteresse an ihm wird

gespeist von der Skurrilität seiner Ziele und Werte, aber sein Wohlergehen und sein Erfolg sind unerheblich. Mitunter, etwa, wenn leibhaftige Lichtesser erscheinen, ist nicht entscheidbar, ob reine Fantasie oder historische Quellen Urheber sind. (Die ohne Not herbeizitierten Hastur und Azathoth entstammen allerdings vermutlich einer jüngeren Zeit und springen daher aus dem Rahmen.)

Die Schilderung eines bunten ungewöhnlichen Lebens am Rand (im doppelten Sinn)

des Deutschen Reiches, aber nicht als Mischung aus Dokumentation und Fantasie, sondern als Roman mit historischer Einbettung, liegt mit diesem Buch vor. Die Eigenartigkeit, Konsequenz und innere Schlüssigkeit im Denken und Agieren des Protagonisten ist es, die interessiert und Lesevergnügen macht. Hier und in der Sprach- und Formulierungskunst liegt das Besondere und Gelungene an diesem Werk.



Christian Kracht, Imperium

Köln: Kiepenheuer & Witsch 2012, 242 S., 18,99 €

ISBN 978-3-462-04131-6

# So erzählen, dass die Zeit stehen bleibt

Peter Kureck, Vorabend

*Christoph Seifener*

Der Schriftsteller Peter Kurzeck arbeitet seit einigen Jahren an einem der bemerkenswertesten und ambitioniertesten Romanprojekte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Seine auf insgesamt zwölf Bände angelegte Chronik „Das alte Jahrhundert“ ist ein monumentales autobiographisches Erinnerungswerk, das einen Vergleich mit Marcel Prousts „Recherche“ geradezu aufdrängt und, wie einige renommierte Rezensenten der ersten Bände meinen, auch durchaus nicht zu scheuen braucht.

Der fünfte Band der Chronik ist unter dem Titel „Vorabend“ im vergangenen Jahr im Stroemfeld-Verlag erschienen. Es ist ein über tausend Seiten dicker Wälzer, mit dem sich Kurzeck nicht weniger vorgenommen hat als – so das Motto des Buches – „Die ganze Gegend erzählen, die Zeit!“. Die Gegend, das ist die Wetterau zwischen Gießen und Frankfurt, die Zeit, das sind die ersten drei Jahrzehnte der Bundesrepublik, vom Anfang der 50er bis zum Anfang der 80er Jahre.

Es ist ein Herbsttag 1984, und der Ich-Erzähler, ein Schriftsteller, der, soweit das eben in einem autobiographischen Roman möglich ist, mit Peter Kurzeck identifiziert werden kann, erinnert sich an ein Wochenende zwei Jahre zuvor. Mit seiner Lebensgefährtin und der gemeinsamen vierjährigen Tochter hat er ein befreundetes Paar in dessen Wohnung in Frankfurt-Eschersheim besucht. Der Besuch ist von Abschiedsstimmung geprägt, denn das befreundete Paar wollte in Kürze nach Südfrankreich ziehen und sich dort eine neue Existenz aufbauen. Und diese Stimmung des Abschieds, des Vergehens, ist prägend für den Roman. Denn dort, bei seinen Freunden, beginnt sich der Erzähler an Staufenberg

zu erinnern, den Ort seiner Kindheit und Jugend, und daran, wie der Fortschritt in der Nachkriegszeit, in den 50er und 60er Jahren, langsam in das Dorf gekommen ist und das Gesicht des Ortes und vor allem das Leben seiner Bewohner verändert hat. Aber es ist kein nostalgisches Schwelgen in alten Zeiten, was Kurzeck seinen Lesern präsentiert, es ist ein wahrer Erinnerungsausgang, in den der Erzähler sich in den nächsten beiden Tagen steigert, der bis zu seiner völligen körperlichen Erschöpfung führt. Alles, wirklich alles muss erinnert und seinen Freunden berichtet werden, jedes Detail, alle Wege, die der Erzähler gegangen ist, alle Menschen, die er getroffen hat, die Gegenstände, die sie benutzt haben, müssen beschrieben werden, Gerüche genauso wie Farben. Es ist ein Kampf gegen die Vergänglichkeit, den der Erzähler führt, er ist existenziell für ihn und kaum auszuhalten. Aber er kann gar nicht anders, es bleibt ihm nichts übrig, als sich zwanghaft zu erinnern, denn er weiß, wenn er sich nicht erinnert, tut es keiner, alle anderen „vergessen immerfort alles“, und dann ist die Vergangenheit verloren. Kaum dass der Chronist seine Erzählung unterbricht, um zu essen oder zu schlafen. Und doch läuft ihm die Zeit davon, das Wochenende mit den Freunden neigt sich dem Ende zu, und es bleibt noch so viel zu erinnern, ihnen mitzuteilen, so dass er schließlich „am liebsten alles gleichzeitig erzählen“ würde, „so erzählen, dass die Zeit stehen bleibt“.

Diese Reflexionen über die Tätigkeit des Erinnerns und des Erzählens selbst, der Umgang des Schriftstellers mit der vergehenden Zeit, die Versuche, die Gegenwart festzuhalten, um sie später, wenn sie Vergangenheit geworden ist, wieder aufsuchen

zu können, das ist das eine große Thema von Kurzecks Roman. Das andere ist eng damit verbunden, denn die Veränderungen, die der Fortschritt bringt, der über die Welt der Jugend des Erzählers hereinbricht, und die den Inhalt seiner Erinnerungen ausmachen, führen gerade dazu, dass sich die Zeit beschleunigt, „immer schneller die Zeit“, dass die Menschen immer weniger Zeit haben.

Der Fortschritt kommt in Form von Umgehungsstraßen, Bau- und Supermärkten, Tiefkühltruhen und dem Fernseher, und er hat absurde Folgen, die von Kurzeck mit einer unglaublichen Präzision und auch sehr amüsant beschrieben werden. Der Erzähler erinnert sich beispielsweise, wie die Menschen in Staufenberg plötzlich nicht mehr zum Laden an der Ecke gehen, um Lebensmittel einzukaufen. Sie verbringen statt dessen viel Zeit damit, Supermarktprospekte zu studieren, um die günstigsten Preise zu finden, fahren dann weite Strecken auf gut ausgebauten Umgehungsstraßen in entfernte Supermärkte, um Dinge auf Vorrat zu kaufen, die sie eigentlich nicht brauchen, aber die neu angeschafften Tiefkühltruhen bieten so viel Platz und müssen ja gefüllt werden. Und um die Lebensmittel zu transportieren, braucht man dann wieder Autos, die über einen größeren Kofferraum verfügen ...

Dabei schafft es Kurzeck, seine Figuren nicht der Lächerlichkeit preiszugeben. Er denunziert die Menschen nicht, an die er

sich erinnert, er bringt sie dem Leser behutsam näher, allen voran seinen Schwager, der wie die meisten männlichen Bewohner des Dorfes bei ‚Buderus‘ arbeitet, sich täglich zur Schicht schleppt und nebenher in seiner Werkstatt für Nachbarn und Bekannte Dinge repariert, der sich durchaus fragt, ob er sein Leben nicht auch ganz anders gestalten, sich vielleicht selbstständig machen könnte, und der sich doch damit zufrieden gibt, dass sich seine Ausbrüche aus dem Alltag in abendlichen Motorradtouren mit seiner Frau erschöpfen.

Kurzecks Roman besteht aus unzähligen solcher Episoden, aus der Schilderung scheinbar unbedeutender Details, wie der Beschreibung eines Zeitschriftenregals im Supermarkt oder der Leuchtreklame eines Kinos in der Nachkriegszeit, und als Leser wird man tatsächlich nicht müde, diesen Details über tausend Seiten zu folgen. Es ist nicht zuletzt die Sprache des Buches, abgebrochene Sätze und Ellipsen, die die unmittelbare mündliche Wiedergabe des Erinnerungens simulieren, die einen als Leser in diesen Vergangenheitsstrudel hineinziehen und die den Roman zu einem echten Leseerlebnis werden lassen.

Natürlich ist es ein unmögliches Unterfangen, die Vergangenheit, „die ganze Gegend“ und „die Zeit“, in Worte zu fassen und sie so aufzubewahren. Aber Peter Kurzeck kommt diesem Ziel in seinem Roman verdammt nahe!



Peter Kurzeck, Vorabend

Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld Verlag 2011, 1022 S., 39,80 €  
ISBN 978-3-86600-079-7

# Es ist, was es ist

Thomas Melle, *Sickster*

*Simon Wagenschütz*

Um es gleich zu sagen: Das Buch von Thomas Melle ist nicht für jedermann. Wer nicht masochistisch veranlagt, wer nicht mit dem Lesen von Büchern sein Geld verdient, wer nicht vorhat, depressiv zu werden, und wer nicht zu der Gruppe von Berufsaufregern gehört, sollte die Finger von dem Buch lassen und kann gleich zur nächsten Rezension umblättern. Wer sich nun aber genau für solche Literatur interessiert (und sei es auch nur aus beruflichen Gründen), nach deren Lektüre man sich noch mieser fühlt als die Protagonisten der Geschichte selbst, mag meiner Auseinandersetzung mit Melles Roman folgen. Und damit der Interessierte oder die Interessierte gleich einen richtigen Eindruck von *Sickster* bekommt, ein längeres Zitat aus dem ersten Drittel des Romans zum Einstieg:

Endlich tauchte die Popjournalistin auf. Noch im Taxi hatte er sie angerufen. Von irgendeinem Gig ganz aufgekratzt, flüsterte sie etwas in Thorstens Ohr und leckte dann kurz hinein mit ihrer kleinen, rauen Zunge. Er spürte, wie er hart wurde. Das Kamerteam packte endlich ein.

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn mit sich, durch verwirrende, wummernde Katakomben. Sie landeten in einem dunklen Raum. Dort waren Männer zugange. Sie öffnete seine Hose und rieb ihn. Ein Mann kam auf sie zu. Thorsten war es egal. Er trank seinen Gin Tonic aus und warf das Glas weg. Der Mann kam noch näher, starrte auf Thorstens Penis und rieb sich selbst dabei. Die Popjournalistin lächelte und drehte sich um und hob ihren Rock und bückte sich. (114f.)

Mag die Frage auch heute in Literaturseminaren so nicht mehr gestellt werden, so sei hier dennoch erlaubt: Was will uns der

Autor damit sagen? Worum geht es in seinem Werk? In der hier ausgewählten Stelle geht es darum, wie eine Popjournalistin von hinten gepoppt wird und Fremde dabei zuschauen. Ja, und genau in dieser Stelle zeigt sich höchstgradig verdichtet, was der Klappentext verspricht. Er preist das Buch als „ein großes diagnostisches Zeitbild“ an. Aber was sind das für Zeiten, in denen wir leben? Auch das weiß der Klappentext: Wir leben in Zeiten einer „überhitzten Konsum- und Leistungswelt“, in denen man sich „mit Alkohol, schnellem Sex und Abstürzen im molochartigen Clubbing der Stadt [Berlin]“ betäubt. Und schaut man sich die oben zitierte Szene an, muss man konstatieren, dass der Klappentext nicht gelogen hat, was durchaus für den Klappentext spricht; denn nicht bei jedem Buch ist drin, was drauf steht. Doch so wortgewaltig wie der Klappentext kommt auch Melles Roman daher, weswegen auch nicht obige Zeilen als Diagnose ausreichen, sondern das Buch sich dafür mehr als 330 Seiten Zeit nimmt. Seiten vollgesogen mit Alkohol, Sperma und Blut und durchzogen von um sich selbst drehendem Geschwafel der Protagonisten. So zieht sich die Lektüre hin, was aber auch durchaus sein Gutes hat; denn auf diese Weise verliert sich eine so höchstgradig verpoppte Szene wie die oben zitierte in den bedeutungsschwangeren Metapherngewittern Melles, wenn sich die Hauptfiguren des Romans in ihrem Gejammer danach und davor und wieder danach ergehen. Sie versuchen dabei zu ergründen, warum sie sich dermaßen selbst zerstören, wie sie das in *Sickster* eben tun. Sie versuchen eine Diagnose und drehen sich dabei nur um den Phantomschmerz, der ihre leere Mitte ausfüllt.

Wer sind aber nun die Hauptfiguren? Sie heißen Thorsten Kühnemund, Magnus Taue und Laura de Hio. Thorsten Kühnemund und Magnus Taue haben zusammen 1994 in Bonn Abitur gemacht. Beide haben danach verschiedene Lebenswege eingeschlagen, doch treffen sie sich nach vielen Jahren in Berlin zufällig wieder, wo Thorsten Kühnemund im Management eines Ölkonzerns arbeitet und Magnus Taue, der eigentlich künstlerisch tätig sein will, bei dem Kundenmagazin desselben Ölkonzerns angeheuert hat. Laura de Hio ist Studentin, Callcentermitarbeiterin in Teilzeit und in Vollzeit Freundin von Thorsten Kühnemund, der aber... nun ja... siehe oben.

Und während Thorsten Kühnemund dem Druck der Leistungsgesellschaft mit Alkohol, Fremdgehen und Clubbing zu widerstehen sucht, versucht Laura die Kontrolle über sich und ihren Körper wiederzugewinnen, indem sie im Kampf gegen sich selbst beginnt, ihrem Körper Verletzungen zuzufügen. Magnus Taue hingegen leidet darunter, dass er durch seine Erziehung nicht sein kann, was er sein darf. Dank seiner Eltern, die dem typischen 68-er-Klischee entsprechen (links, antiautoritär, lebensuntauglich, geschieden, gescheitert), ist er ein gehemmter pseudolinker Möchtegern-Intellektueller und gescheiterter Künstler, der nichts mehr hasst, als die linksliberalen Gutmenschen, mit denen er sich eine Wohnung teilt. All dem versucht er zu entkommen, indem er sich in den Weiten des Internets und im Clubbing verliert, bis er sich dabei selbst verliert. Es ist dann nicht weiter verwunderlich, dass in einer Gesellschaft, in der Alkohol eine akzeptierte Droge ist, Magnus Taue und Laura de Hio in der geschlossenen Abteilung der Charité landen, derweil dem Alkoholiker Thorsten Kühnemund ein ähnliches Schicksal erspart bleibt. Erstaunlicherweise lässt er seine Freundin aber nicht fallen, sondern besucht sie und auch Magnus Taue in der Anstalt.

Mit der Einweisung in die geschlossene Abteilung der Charité und der ersten Be-

gegnung zwischen Magnus Taue und Laura de Hio ist der Roman jedoch leider nicht an sein Ende gelangt. Das darf er auch noch gar nicht, denn der Klappentext verspricht neben Sex, Alkohol und Abstürzen auch, dass sich Taue zu de Hio hingezogen fühlt. Da muss also noch was kommen. Die Geschichte muss weitergehen. Sie kann und darf noch gar nicht zu Ende sein.

Doch welch eine Enttäuschung! Für Liebe scheint keine Zeit oder kein Platz mehr zu sein in diesem großen Zeitbild mit dem Titel *Sickster*. Denn nun geht es um Wirtschaft und Politik. Schließlich muss, nachdem bis ins kleinste adjektivüberladene Detail gezeigt wurde, wie sich Thorsten, Magnus und Laura zerstören, noch Kritik an der Gesellschaft geübt werden. Das darf in einem Roman mit Anspruch, um den es sich hier bei dem Overkill an Selbstzerfleischung zweifellos handelt, nicht fehlen. Außerdem verspricht der Klappentext eine Diagnose, auf die man bisher verzweifelt gewartet hat. Und um das gegen Ende noch alles unter einen Hut zu bringen, wendet der Autor des Buches einen wahren Kunstgriff an.

Das Buch lässt Taue zusammen mit anderen Patienten in der Charité einen Info-Stand für einen Tag der Offenen Tür gestalten. Taue hält am Tag der Offenen Tür sogar eine Rede vor Patienten, Klinikpersonal und Besuchern. Der Info-Stand wie die Rede sollen über die Bedeutung des Öls informieren und welche Rolle der Ölpreis heutzutage spielt. Die Insassen der geschlossenen Abteilung der Charité beklagen die heutigen Zustände. Dabei sprechen sie – wen wundert's? – wahr. Der Narr spricht wahr. Es hat schon etwas Kabarettistisches an sich. Ja, und wer weiß? Vielleicht wurde der Autor zu dieser Szene durch die Sendung „Neues aus der Anstalt“ im ZDF inspiriert. Doch man hat an dieser Stelle nicht das Gefühl, dass Priol und Pelzig die Wahrheit übers Öl verkünden. Vielmehr fühlt man sich hier, als wenn die DKP oder Die Linke die Wahrheit sagen. Und genau das scheint auch die Intention zu sein: das Unwirksam-Machen

der Kritik durch Kritik an der Kritik oder durch die Bloßstellung der Kritiker oder dadurch, dass die Kritiker nicht wirklich hinter der Kritik stehen. Alles findet sich im gesamten Buch wieder. Hier ist es die Entwertung der Kritik dadurch, dass die psychisch Kranken die Kritik äußern. Ihr Sprecher ist einer, der so clever ist, dass er um die Verlogenheit der Kritik und ihre Nutzlosigkeit selbst weiß. Ihr Sprecher ist einer, der nicht wirklich glaubt, was er sagt. All das sind typisch stereotype Charaktereigenschaften eines Pseudo-Intellektuellen vom Schlage Magnus Taues, der im Grunde seines Herzens nur so sein will, wie alle anderen Arschlö... äh ... Alphatiere auch. Diese Eigenschaften bleiben jedoch nicht auf die Figur des Magnus Taue beschränkt, sondern gelten für das ganze Buch. So endet das Buch auch nicht mit der Rede Magnus Taues an die Besucher des Tages der Offenen Tür. Das wäre viel zu einfach. Das Buch muss die Perspektivlosigkeit in ihrer ganzen Ausweglosigkeit zeigen.

So lässt das Buch Magnus Taue zusammen mit Thorsten Kühnemund und Laura de Hio und anderen Mitstreitern eine Protestaktion gegen den Ölkonzern organisieren, für den er zuvor geschrieben hat. Im Rahmen der Protestaktion besetzen die Protestler die Zentrale des Ölkonzerns und verlangen, dass ihren Forderungen nachgegeben wird. Im Verlauf der Aktion bricht der Kurs der Konzernaktie ein. Am Ende hat aber die Polizei alles unter Kontrolle – und der Kurs hat sich auch wieder erholt – und die drei Hauptfiguren sitzen gemütlich auf dem Dach der Konzernzentrale beisammen. Ganz so idyllisch mag das Buch die Geschichte von Thorsten, Magnus und Laura aber nicht ausklingen lassen, denn Taue springt vor den Augen von Kühnemund und de Hio vom Dach der Konzernzentrale. Seine letzten Wort an die beiden anderen sind: „Es ist alles genauso und nicht anders passiert. Alles ist ihnen genauso geschehen. Es ist ihnen einfach passiert.“ ([331])

Was sagen nun diese kryptischen Abschiedsworte Taues dem Leser? Vielleicht, dass Taue nicht deshalb springt, weil er

keinen Ausweg mehr sieht, sondern weil er Rollenerwartungen gehorcht. Der linke Revoluzzer muss für die Sache sterben. Und mag der Akt des Springens deswegen selbst eine Lüge sein, so ist er doch mit das Ehrlichste an diesem Buch; denn was kann man noch ausrichten in einer Welt, in der man nur die Wahl hat, Rollenklischees zu erfüllen oder in der Klapse oder als Alkoholiker zu enden? Mit diesem Sprung schließt sich aber auch der Kreis der Geschichte und bestätigt, was man schon seit der Lektüre des ersten Kapitels weiß: Alles ist absolut aussichtslos.

Das erste Kapitel des Buches handelt von den Abiturfeierlichkeiten 1994. Der Erzähler bemerkt dazu: „Der Jubel der Abiturienten hatte dabei etwas Ausgestelltes, Gespieltes. Es war mehr Wollen als Jubeln. Diesen Tag hatten sie sich schon so oft vorgestellt und herbeigesehnt, dass er das Versprechen, das von ihm ausgegangen war, kaum einlösen konnte.“ (11) Eine Seite später wird der Erzähler noch genauer in seiner Charakterisierung der Feierlichkeiten: „Die Feier stand in Konkurrenz zu der aufgestauten Vorfreude, die sie selbst verursacht hatte. Dies war ihr Tag, aber es war ein Tag wie eine vergangene Erinnerung an eine Zukunft, die sich jetzt in ihrer ganzen banalen Sensationslosigkeit zeigte.“ (11f.) Anders gesagt: Thorsten, Magnus und Laura leiden nicht an den gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern an ihrer eigenen Erwartungshaltung. Mit der übersteigerten Vorfreude haben sie sich um die eigene Freude betrogen. Sie ist des Authentischen beraubt. Alles schon gelebt, bevor es erlebt wurde: in der Vorfreude, im Film, in der Werbung. Eben darum ist alles wie schon einmal gehabt! Eben darum gibt es keine Alternativen mehr zum Bestehenden, keine Zukunft. Keine Alternative – ein Credo nicht nur der Bundeskanzlerin, sondern der ganzen neoliberalen Denkrichtung. Eben darum ist der Sprung Taues selbst als Inszenierung einer Rolle das Ehrlichste an diesem Buch, denn der Tod scheint das einzige zu sein, gegen das es noch kein Einfach-weiter-wie-bisher gibt.

Doch endet das Buch leider auch noch nicht mit dem Sprung Taues. Nachdem es dem Leser auf über 330 mit Wortschund überladenen Seiten deutlich gemacht hat, dass es keine lebbarere Alternative zum System gibt, findet es sein Ende erst in einer mit „EPILOG INS HELLE“ betitelten Publikumsbeschimpfung:

*Der Film ist vorbei. Die Credits laufen, das Weiße rollt sich so scharf wie schummrig ab im Schwarzen, die Ersten stehen auf und gehen. Sie überlegen, wie lange Sie den Abspann jetzt mitlesen sollen, um weder als Banause noch als Cineast angesehen zu werden. Dann gefällt Ihnen aber sogar die Musik. Also träumen Sie sich kurz weg. Dann schlafen Sie schon fast. Dann ist der Film wirklich zu Ende. Sie stehen auf und verlassen den Kinosaal. Draußen weht frische Luft. Sie gehen weiter und verlieren sich in einer Straße.*

*Aber es war schön, oder?  
Ja, sagen Sie. Ja.*

*Und das war es auch schon. ([333])*

Geschenkt wird dem Leser in *Sickster* wirklich nichts. Hatte man sich gerade damit abgefunden, dass das Buch in all seiner Verlogenheit mit Taues Sprung doch noch ein einigermaßen ertragbares Ende findet, so geschieht auch ganz am Ende wieder eine Brechung, die das zuvor Gesagte aufhebt. Hier – wie an keiner anderen Stelle zuvor – zeigt sich überdeutlich, dass das Buch genauso zynisch ist wie die Welt, die es beschreibt. Eine Überraschung stellt das freilich zu diesem Zeitpunkt der Lektüre nicht mehr dar. Es stellt sich nur die Frage: Wozu ein solches Buch überhaupt? Und es stellt sich die Frage: Für wen überhaupt ein solches Buch?

Der real existierende Kapitalismus wurde schon viel früher und viel genauer in den Werken von Bret Easton Ellis, David Foster Wallace oder auch Robert O'Connor beschrieben. Aber ja! All die Genannten sind amerikanische Autoren. Warum also

nicht auch mal etwas aus deutscher Sicht beitragen und über deutsche Verhältnisse schreiben? Das Buch verkörpert aber ein klassisches deutsches Problem: Kleinbürgertum, das zum Weltbürgertum gehören will.

Wenn das Buch aber schon inhaltlich nichts taugt, wie ist es um die Kunst darin bestellt? Der Buchumschlag zitiert Iris Radisch, die der Prosa Melles attestiert, „bis ins letzte Komma aufgeladen“ zu sein. Wie soll man aber nun die Kunstfertigkeit und die Sprachmeisterschaft eines Autors beurteilen, dessen Buch über die Zähne eines Mannes zu sagen weiß, dass sie „wie jüdische Grabsteine“ (277) ausschauen? Immerhin: Der aktive Wortschatz des Autors ist immens. Er übersteigt eindeutig den eines Charles Bukowski. Für Wortschatzarbeit im DaF-Unterricht wäre Melles Roman also durchaus zu empfehlen, wenn es dabei weniger um Inhalte und große Zusammenhänge gehen soll.

Genau gesehen geht es dem Buch selbst aber auch nicht um Inhalte und große Zusammenhänge. Mit seinen Perspektivwechseln, seinen verschiedenen Collage-Techniken, seinen Metaphernmonstern, seinen Zitaten aus Songs ‚intellektueller‘ Musiker/Bands, seinen Vagina- und Penis-Monologen, seinen Feuchtgebieten und Mängel Exemplaren, seinen Anspielungen auf den Literatur- und Kunstbetrieb, seinem Zynismus und seinem immer wieder erhobenen Zeigefinger will es eigentlich nur zeigen, wie clever es ist, wie smart. So scheint aber auch die Frage nach der Zielgruppe beantwortet. Die Zielgruppe scheint die Suhrkamp-Intelligenzia zu sein, die sich wie auch Thomas Melle von der Provinz in die große Stadt aufgemacht hat und es – siehe Iris Radisch & Co. – voll geil findet, nach mehreren Jahren im Betrieb nun von ihm den Spiegel vorgehalten zu bekommen, sprich: von ihm eins in die Fresse zu bekommen. Aber wenn die heutige Suhrkamp-Intelligenz den Zynismus Melle'scher Prägung bejubelt, so hat sie es auch nicht anders verdient, als von den anti-intellektuellen Neoliberalen, die sie so

sehr verehrt, aus ihrem Elfenbeinturm vertrieben zu werden und im Meer der *Harry Potter*- und *Twilight*-Imitate unterzugehen. Aber wahrscheinlich würde sie sich auch

dabei noch unter dem Absingen von Rammsteins *Bestrafe mich* einen runterholen, weil es sie so dermaßen aufgeilt.



Thomas Melle, Sickster  
Berlin: Rowohlt-Berlin Verlag 2011, 336 S., 19,95 €  
ISBN 978-3-87134-719-1

# Sie sagte das auf Deutsch und lachte

Marlene Streeruwitz, Die Schmerzmacherin.

*Friedhelm Bertulies*

Kriege, Bürgerkriege, kriegerische Auseinandersetzungen in ihren verschiedensten Erscheinungsformen werden heute längst nicht mehr allein von Soldaten nationalstaatlicher Militärverbände geführt oder von ihnen versuchsweise im Zaum gehalten. Immer häufiger wird der Krieg an privatwirtschaftliche Organisationen, Unternehmen der Kriegsbranche, delegiert, deren bis an die Zähne bewaffnete und auf dem neuesten Stand der Technik ausgerüstete Angestellte die Arbeit von regulären Soldaten übernehmen, ob auf dem Balkan oder im Irak oder Afghanistan. Über dieses fast schon wieder romantisierend als Söldner charakterisierte oder diffamierte Milieu kann man sich, unabhängig davon, wie im wahrsten Sinne des Wortes ‚leidig‘ das Thema ist, einfach durch gut geschriebene und faktengesättigte Bücher wie z.B. Robert Young Peltons ‚Licensed to kill. Hired guns in the war on terror‘ (2006) oder ‚Private warriors‘ von Ken Silverstein (2000) kundig machen. Diese Bücher finden sich auch in den Regalen ländlicher Leihbibliotheken außerhalb Daegus; in koreanischer Übersetzung. An einem der Rechner, die in diesen Bibliotheken zur Verfügung stehen, kann man sich natürlich auch zu der Homepage der Autorin durchklicken, auf die im Buch ausdrücklich hingewiesen wird, und auf der Marlene Streeruwitz ergänzende Informationen über den Hintergrund ihres Romans bereitstellt.

Aber besser noch, man greife zu Marlene Streeruwitz' neuem Roman ‚Die Schmerzmacherin.‘. Der Punkt ist Bestandteil des Titels. Und der Punkt, den die österreichische Autorin damit möglicherweise machen will, versteckt sich in dem deutsch-englischen Wortspiel, das ich ihr hier unterstelle: In den Medien hört man ja alle

Nase lang, dass man's kaum noch hören kann, von friedenerhaltenden Missionen, allorts stehen Peacekeeper, Peacemaker, ihren Peacemaker oder das Gewehr bei Fuß, die doch viel mehr der Schmerzerhaltung dienen, Schmerzen verursachen – von Painmaker zu Painkiller, Pain und Killer ist es dann nur noch ein Schritt, durch den das Wortspiel in blutigen Ernst umschlägt.

Auf die Düsternis, die selbst da herrscht, wo sich die Story im hellsten Tageslicht entfaltet, stimmt bereits der Einband des Buches ein: Dunkel-schwarzbraun, an Rändern ins Braungräuliche, um nicht zu sagen -grauenhafte changierend. Das ist so unansehnlich, daß einen der Verdacht beschleicht, der Coverdesigner von S. Fischer habe einen schweren Aussetzer gehabt, doch schaut man genau hin, fügen sich diese Schattierungen zum Gefieder eines Vogels. Und man ist, noch bevor man das Buch überhaupt aufgeschlagen hat, bereits mittendrin, übernahm dran: „Noch nie waren so viele Raubvögel zu sehen gewesen. Die lange Kälte hatte sie aus den Wäldern herausgetrieben. Sie saßen auf den Pfosten der Feldbegrenzungen und in den Kronen der Obstbäume. Sie kauerten auf den Köpfen der Heiligenfiguren an den Brücken und auf den Kreuzen an den Weggabelungen. Bewegungslos hockten sie in der Wintersonne. Ihre Umrisse dunkle Drohungen vor den Schneefeldern und dem wolkenlosen Himmel. Nichts in Bewegung. Eis und Schnee und die Sonne und kalt. Das breite Tal und die Hügel am Rand. Alles weißglitzernd und der dünnblaue Himmel. Sie musste langsam fahren ... .“

Man möchte meinen, der Roman nehme 2011 den Handlungsfaden genau dort auf, wo Alfred Hitchcocks ‚Die Vögel‘ 1963 endete. Der Umschlag jedenfalls passt und

stimmt, und durch die ersten Sätze entsteht eine Atmosphäre, die für den ganzen Roman bestimmend bleiben wird. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Österreicherin namens Amy Schreiber. Nach dem Abbruch ihres BWL-Studiums macht sie nun eine Ausbildung bei der privaten Sicherheits- und Militärfirma Allsecura, die sie zu Anfang der Story in das deutsch-tschechische Grenzgebiet führt. Die Fahrt dorthin hat sie bereits angetrunken zurückgelegt. Sie findet, sie sei "nur mit Alkohol authentisch" und platzt in eine bereits im Gang befindliche Krisensitzung, "und wußte gleich beim Hereinkommen nicht, warum sie da war, und wünschte sich wieder weg." Man debattiert soeben die Lage, die sich daraus ergeben hat, dass ein Allsecura-Mitarbeiter in Afghanistan in feindliche Hände gefallen ist. Mit halbem Ohr zuhörend versucht sich Amy währenddessen, eine Argumentationsstrategie zurechtzulegen für ihr Gespräch mit dem aus England angereisten Chef Gregory, in dem sie ihn mit ihrem Entschluss, die Allsecura-Ausbildung abzubrechen, konfrontieren will. Sie kann diesen Entschluss jedoch nicht in die Tat umsetzen. Später, in England im Haus einer Freundin untergekommen, erleidet Amy eine Fehlgeburt, über die sie sich schwer verwundert zeigt, da sie sich nicht erinnern kann, dass oder wann sie in der jüngeren Vergangenheit Geschlechtsverkehr gehabt haben könnte. Der Fötus, den sie in ihrem Nachthemd auffängt, "sah aus ein Stück Leber", und sie bewahrt ihn in einer Seifenschale auf, um später seinen Erzeuger feststellen zu können. Diese Abortszene lässt sich kaum lesen, ohne dass sich bei der Lektüre die Musik zur Duschszene in Hitchcocks ‚Psycho‘ irgendwo im Ohr des Lesers aufbaut. Die Vaterschaft des Leberstücks herauszufinden gelingt Amy auch, indem es ihr in einem Moment seltener Klarheit und Entschlossenheit glückt, sich von Chef Gregory – zu dessen Entsetzen – eine Speichelprobe zu verschaffen, die ihren vagen Verdacht bestätigt, dass er sie bei einer Gelegenheit, als sie im Suff zu keinem Wider-

stand mehr in der Lage gewesen sein wird, vergewaltigt haben muss. Noch später wird Allsecura abgewickelt und geht in dem privaten Sicherheitskonglomerat Trisecura auf. Die diversen Allsecura-Stützpunkte werden geschlossen. Nur Amy erinnert sich noch daran, dass sie in dem Stützpunkt an der bayerisch-tschechischen Grenze eine flauschige Winterjacke zurückgelassen hatte. Sie fährt zurück, bricht in das verlassene Gebäude ein und ist übergelukkig: „Gerettet, dachte sie. Gerettet. Die Windstopperjacke gerettet.“

Was diese elendige Loserstory, aus der ich hier nur einen von mehreren kunstvoll miteinander verflochtenen Handlungsfäden hervorgehoben habe, zu dem im wörtlichen Sinn ausgezeichneten Roman macht, für den sie auch den Bremer Literaturpreis 2012 erhalten hat, das ist die Sprache, in der sie geschrieben ist, Amys Story, die ihrer noch versoffeneren Mutter, die Amy schwer vernachlässigt hat, wodurch ihr gleichwohl das Glück zuteil wurde, stattdessen bei einem herzenguten kinderlosen älteren Ehepaar aufzuwachsen.

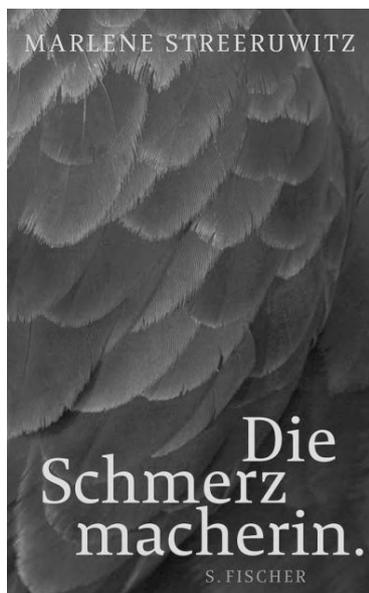
Die Sperrigkeit der streeruwitzschen Sprache ist in Besprechungen immer wieder hervorgehoben worden, hat mal als Anlass zu kritischen Einwänden, mal zu Spott erhalten müssen. So gewöhnungsbedürftig die ungewöhnliche Platzierung des Hilfsverbs in Perfektkonstruktionen im Konjunktiv II anfänglich auch sein mag, z.B. „wieso sich Cindy denken hätte können“ oder „dass sie ihr Problem selber lösen hätte müssen“. Es passt! Die nur auf den ersten Blick verkehrt positionierten Verben stehen genau am rechten Fleck in dieser verkehrten Welt, durch die Amy mit schier traumhafter Sicherheit hindurchtorkelt. Streeruwitz hat überhaupt ein absolutes Gehör für Alltagsgeräusche, die den Hintergrund der Gespräche ausfüllen, „Wassergeraschel“ z.B. Dass sich die Wasseroberfläche eines Schwimmbeckens anhören kann wie trockenes Laub, darauf muss man erst mal kommen. Seit der Lektüre dieses Romans plätschert für diesen Rezensenten nichts mehr einfach so läp-

pisch dahin. „Geraschel“ auch als der Ton, der zu hören ist beim Einschalten einer Leuchtstoffröhre, in dem winzigen Zeitraum, bis das Licht angeht. Neben Streeruwitz' Gehör macht sich auch immer wieder, wenn es das gibt, eine absolute Sicht für den syntaktischen, und optischen, Effekt der Positionierung von Satzzeichen bemerkbar. Es kommt zu einer Zufallsbegegnung zwischen Amy und Dominik, ihrem Klassenkameraden aus der Schulzeit: "Wir waren in der Schule. Zusammen." Das ruft unmittelbar den Punkt in Erinnerung, der hinter den Titel des Romans gesetzt ist. Für Streeruwitz' Auge für sprachliche Feinheiten zeugt auch die für Amys Milieu selbstverständliche Untermischung der deutschen Sätze mit Brocken aus dem Englischen, die englisch klein geschrieben bleiben: „Dann die geräumte Straße zum compound und wieder Verkehr.“ Oder: „Überhaupt hätte sie gerne diese flask. Diesen Flachmann in der Hand gehalten.“ „Erwischen, dachte sie. To catch the moment. Aber erwischen war netter. Ein schönes Wort.“ Allein schon wegen der vielen schönen Wörter muß man diesen Roman, dem gewiss viele

Übersetzungen zu wünschen sind, unbedingt auf Deutsch lesen.

Aus Amys Wiederbegegnung mit Dominik spinnt sich ein groteskes Gespräch in einem Kaffeehaus, das enorm an das Gespräch zwischen der Polizistin Marge Gunderson und ihrem Schulkameraden Mike Yanagita im Film „Fargo“ der Coen Brothers erinnert. Das Groteske des Gesprächs dort wie hier erwächst aus der Mischung von Dummheit und Bösigkeit, die wiederum erst recht eine Komik produziert, im Angesicht von der einem gleichwohl ein eiskalter Schauer den Rücken runterkriecht. Und die Leistung dieses meisterhaften Romans besteht nicht zuletzt darin, dem Verdacht Nahrung zu geben, dass unter der kühlen glatten und souverän dynamischen Oberfläche, mit der sich der militärisch-industrielle Komplex à la Academi, vormals Blackwater etc., heute dem Auge des Betrachters darbietet, eine ebenso gefährliche Mischung, gleichwohl gänzlich komikfrei, verbirgt.

„Es war wie im Kino. Es war dunkel.“ Bei Lichte besehen: Es war, wie es im Buche steht, in einem ausgezeichneten zumal.



Marlene Streeruwitz, Die Schmerzmacherin.  
Frankfurt/Main: Fischer-Verlag 2011, 399 S., 19,95 €  
ISBN 978-3-10-074437-1

# Tore im Kopf öffnen

Michel Ewert, Renate Riedner, Simone Schiedermaier (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache und Literaturwissenschaft. Zugriffe, Themenfelder, Perspektiven*

W. Günther Rohr

Die Münchener Arbeitsgemeinschaft ehemaliger DAAD-Lektorinnen und –Lektoren hat zu einem internationalen wissenschaftlichen Symposium vom 25. bis zum 27. Februar 2011 nach München gerufen und nach der erfolgreichen Veranstaltung den hier anzuzeigenden Tagungsband vorgelegt. Erklärtes Ziel war es, Anschluss an die interkulturelle Literaturwissenschaft jenseits von Nationalphilologien zu gewinnen und Brücken zu aktuellen Tendenzen in den Literatur- und Kulturwissenschaften sowie in der Sprach- und Übersetzungswissenschaft zu schlagen. Dabei sollte Fremdheit als grundlegendes Charakteristikum literarischer Texte ernst genommen und das semiotische Spiel literarischer Texte nicht nur als notwendiges Übel, sondern als Gewinn betrachtet werden. Ein erweiterter Textbegriff ließ schließlich Hörspiele, Hörbücher und Filme in die Analyse einbegreifen. Das Spektrum literarischer Werke war breit, und auch die Theorie, vor deren Hintergrund die einzelnen Analysen vorgetragen wurden, war mit vielen Namen bedeutender Wissenschaftler vertreten; ich will hier nur Bernhard Waldenfels erwähnen, auf dessen Philosophie vielfach Bezug genommen wurde.

In seinem Beitrag ‚Die Fremdheit der Literatur‘ (12-28) betont Michael Ewert die Rolle des Fachs ‚Deutsch als Fremdsprache‘ innerhalb der Entwicklung, die die Germanistik in den letzten Jahren genommen hat. Im Zuge der Aufnahme von kulturwissenschaftlichen Ansätzen hat sich die Germanistik von einer Nationalphilologie geöffnet hin zu einer interkulturellen Disziplin, die kulturelle Differenzen zum Thema der eigenen Forschung macht und Methoden aus Nachbargebieten in die ei-

gene Arbeit einbezieht. Seine Thesen zur Entwicklung unseres Fachs exemplifiziert er an Theodor Fontanes Roman *Effi Briest*. – Stephan Mühr geht in seinen Überlegungen ‚Zwischen Xenologie und Assimilation‘ (29-50) von einem radikalen Fremdheitsbegriff aus, der die Unmöglichkeit postuliert, Fremdes zu erkennen oder zu verstehen; zudem sei ‚das Fremde ... keine ontologische Entität, sondern ein kognitives, wahrnehmungspsychologisches Konstrukt‘ (29). Auf dieser Grundlage betrachtet er drei mögliche Verstehensmodelle zum Fremden, die er als Assimilationsmodell, manichäisches Modell und dialektisches Modell bezeichnet. Vor diesem Hintergrund setzt er sich mit den Konzepten ‚Interkulturalität‘ und ‚Transkulturalität‘ auseinander und lehnt ‚transkulturell‘ als ‚epistemologisch dysfunktional‘ (48) ab. – Über den ‚Kulturtransfer‘ von Karol Sauerland (51-59) breiten wir fürsorglich den Mantel des Schweigens. – Gesine Lenore Schiewer beschäftigt sich in ihrem Aufsatz ‚Von der Literatursprache zu ‚Bücher(n), die ihren Lesern Tore öffnen‘ (60-78) grundsätzlich mit dem Problem des Verstehens von Fremdkulturen. Sie siedelt ihre Überlegungen an der Schnittstelle von Translationswissenschaft und Wissenssoziologie an und lässt sie von einer für das Dialogkonzept der Vereinten Nationen zentralen Schrift, den auf Kofi Annans Initiative zurückgehenden Band ‚Crossing the divide. Dialogue among civilizations‘ (2001) ausgehen. Am Titel der noch im gleichen Jahr erschienenen deutschen Übersetzung ‚Brücken in die Zukunft. Ein Manifest für den Dialog der Kulturen‘ macht sie einerseits deutlich, dass die Vermittlung literarischer Texte

durch eine Übersetzung prototypisch für kulturübergreifende Kommunikationsprozesse ist, hebt aber andererseits auch hervor, dass Literatur für eine differenzierte Fremdsprachenkompetenz unverzichtbar ist. – In ihrer ‚Dekonstruktion von Homogenitätskonzepten in literarischen Texten‘ (79-98) plädiert Andrea Leskovec für einen neuen Zugang zu Literatur im Fremdsprachenunterricht, der das Potenzial literarischer Texte nutzt und mit ihnen die Heterogenität einer zu vermittelnden Kultur sichtbar macht, statt Literatur auf einen imaginierten landeskundlichen Gehalt zu reduzieren und Kultur als homogene Einheit zu verzeichnen. Leskovec knüpft an Überlegungen von Bernhard Waldenfels an, die er in seiner Phänomenologie des Fremden angestellt hat, und entwickelt Fremdheitsfiguren wie die Abweichung, die Verformung, die Verschiebung oder den Überschuss. – Michael Dobstadt und Renate Riedner gehen in ihren ‚Überlegungen zu einer Didaktik der Literarizität im Kontext von Deutsch als Fremdsprache‘ (99-115) von der stiefmütterlichen Behandlung von Literatur durch den Europarat in seinem ‚Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen‘ aus, in dem sie allenfalls als Randerscheinung gehandelt werde. Dies korrespondiere mit dem Stellenwert von Literatur in aktuellen DaF-Werken, die sie nur als zusätzliches Material dulden. An Erich Kästners Gedicht ‚Die Zeit fährt Auto‘ aus dem Jahr 1928 führen sie systematisch vor, wie der Inhalt auf eine bestimmte Bedeutung hin verkürzt und vereindeutigt wird; „die ganze Komplexität sprachlicher Bedeutungsbildung mit ihren zahlreichen formalen, strategischen und funktionalen Aspekten“ (106) blieben ausgeklammert. Weil diese Komplexität allgemeines Kennzeichen von Sprache und nicht auf Literatur beschränkt sei, fordern sie deren Berücksichtigung im DaF-Unterricht, stellen allerdings gleichzeitig auch die Frage nach der dafür notwendigen „literaturwissenschaftliche[n] Textkompetenz“ (113) von DaF-Lehrern.

Auch Ingvild Folkvord plädiert in ihrem Artikel ‚Gehörte Geschichten im Literaturunterricht‘ (116-129) für den Einsatz von Literatur im Fremdsprachenunterricht und beschäftigt sich in Sonderheit mit Hörspielen, die sie „didaktisch und ästhetisch fruchtbar“ (117) machen will. Als Beispiel aus ihrer Unterrichtspraxis greift sie das Hörspiel ‚Die Verabredung‘ von Monika Zeiner und Christian Betz (2004) auf und führt dessen schrittweises Erfassen durch einen Wechsel von Hören und Schreiben vor. Sie weist nachdrücklich auf den Unterschied zwischen Hörspielen und Hörbüchern hin, auch wenn ein Vergleich interessante Einsichten vermitteln könne. – Renate Bürner-Kotzam geht von der These ‚Mit Filmbildern im Kopf schreibt und liest man anders‘ (130-143) aus und beschreibt zunächst die Situation junger Rezipienten in der aktuellen Medienwelt, die Grenzverwischungen und Grenzüberschreitungen zwischen Realität und Fiktion alltäglich und eine spezifische Fiktionskompetenz zur angemessenen Nutzung der Medienkultur nötig mache. Sie nutzt eine Verhörszene und die Parallelmontage zu einem gelben Brechtband aus Florian Henckel von Donnersmarcks ‚Das Leben der Anderen‘ (2006) zur Erhellung ihrer Thesen und wendet ihre Ergebnisse auf einen Ausschnitt aus Ingo Schulzes Erzählung ‚Milva, als sie noch ganz jung war‘ (2007) an.

Dieter Neidlinger und Silke Pasewalck beschäftigen sich mit dem Verhältnis von ‚Literatur und Kultur‘ (144-162) zueinander. Literatur werde häufig zur „Illustration kulturellen Wissens“ (144) benutzt; dem Verständnis helfe man mit Informationen aus der Landeskunde auf, werde damit aber der Heterogenität von Literatur und ihrer prägenden Rolle innerhalb der Kultur nicht gerecht. Zur Stützung ihrer Thesen greifen sie auf den Tell-Mythos und seine Rolle in der Schweizer Kultur zu und nutzen seine Literarisierungen durch Friedrich Schiller, das Geschichtsdrama ‚Wilhelm Tell‘ (1804), und durch Max Frisch, die Satire ‚Wilhelm Tell für die Schule‘ (1970),

als Beispiele. Für ihren Unterrichtsentwurf gehen sie von der Wandersage aus, um die literarischen Formen in ihrem eigenen Recht betrachten zu können.

Almut Hille stellt in ihrem Beitrag ‚Rückwärts lesen‘ im Unterricht Deutsch als Fremdsprache‘ (163-172) Überlegungen zu dem Text ‚Tabu‘ an, den Uwe Kolbe für den 2009 von Julia Franck herausgegebenen Band ‚Grenzübergänge‘ verfasst hat. Hilles Analyse bewegt sich vor dem Hintergrund von Umberto Ecos Dreiteilung in die Zeit der Handlung, die Zeit des Diskurses und die Zeit der Lektüre. Zwar berührt sie den Fremdsprachenunterricht kaum, legt aber interessante Beobachtungen zu dem Text vor, der einen Grenzübergang von Deutschland-Ost nach Deutschland-West des Jahres 1982 beschreibt. Die vorgestellte Identität sieht sie mehr im Sprung als im Fluss und wendet sich gegen eine kontinuierliche Lektüre. – Simone Schiedermaier betont in ‚Text zwischen Sprache und Kultur‘ (173-188) die allgemeine Bedeutung von Literatur, deren Lektüre mit einem Kulturbegriff nach Ernst Cassirer vor ‚Festschreibungen, Auflösung von Vieldeutigkeiten, Einebnen von Fremdem‘ schütze (178). Der sprachlichen Verfasstheit von Literatur sucht sie mit dem Modell Konrad Ehlichs beizukommen, das mit fünf sprachlichen Feldern operiert. Methodisch schlägt sie die Beziehung von Zusatztexten vor, die nach Claus Altmayers kulturellen Deutungsmustern auszuwählen seien. Für drei Texte will sie andeuten, wie ‚entsprechende Analysen und Unterrichtskonzepte‘ (179) aussehen könnten. Dabei ist anzumerken, dass sich bei Johann Wolfgang von Goethes Gedicht ‚Es schlug mein Herz‘ (1771, oder leicht verändert: ‚Willkomm und Abschied‘, 1789) noch Ansätze zur Unterrichtspraxis

erkennen lassen, diese aber bei dem Textausriss aus ‚Zur Frage der Himmelsrichtungen‘ Reinhard Lettaus (1988) und den Zitaten aus ‚Dinge, die wir heute sagen‘ von Judith Zander (2010) nicht mehr kenntlich werden.

Dies leitet zu einem allgemeinen Problem über, das die Mehrzahl der Beiträge im vorliegenden Band prägt: Die Verbindung zwischen der literaturwissenschaftlichen Analyse von Texten und deren Verwendung im DaF-Unterricht wird höchstens angedeutet, aber kaum expliziert. Symptomatisch ist der Umstand, dass Verweise auf das Sprachniveau der ins Auge gefassten Kursteilnehmer nur selten auszumachen sind. Ich habe eingangs meiner Besprechung darauf verwiesen, dass hier ein erstaunliches Spektrum an deutscher Literatur zum Untersuchungs- (und Unterrichts-)Gegenstand gemacht wird. In den meisten Fällen wird man ein recht hohes Niveau bei den Sprachschülern voraussetzen wollen, wenn man Texte solchen Schwierigkeitsgrads in seinen Unterricht einbringt. Das ist nur recht und billig, da DaF-Unterricht auf allen Stufen erforderlich und sinnvoll ist. Die guten und sinnvollen literaturwissenschaftlichen Analysen der vorgestellten Texte und die weiterführenden Ausblicke auf Hörspiele, Hörbücher und filmische Umsetzungen von Literatur hätten konsequenter weitergeführt werden sollen in Richtung auf die Praxis des Fremdsprachenunterrichts; dann wäre der Inhalt dem Titel des Bandes ‚Deutsch als Fremdsprache und Literaturwissenschaft‘ vollauf gerecht geworden. Trotz dieser leichten Kritik ist das Gesamtfazit aber ein vollauf positives: Hier ist mit großer fachlicher Kompetenz ein gangbarer Weg für den DaF-Unterricht eingeschlagen worden, der nach einer zielgerichteten Fortsetzung geradezu schreit.



Michel Ewert, Renate Riedner, Simone Schiedermaier (Hg.),  
Deutsch als Fremdsprache und Literaturwissenschaft.  
Zugriffe, Themenfelder, Perspektiven  
München: Iudicium-Verlag 2011, 193 S., 40 €  
ISBN 978-3-86205-093-2

# Der Fluch der Publikation: Publish and Perish

Hee Hyun, DaF-Unterricht in Korea. Ein Beitrag zum interkulturellen Lernen

*Thomas Kuklinski-Rhee*

Das Buch ‚DaF-Unterricht in Korea‘ ist die veröffentlichte Dissertation der koreanischen Sprachlehrforscherin Hee Hyun, die eine Zeit lang selbst DaF in der Republik Korea unterrichtet hat, unter anderem am Goethe-Institut. Einige ältere Schlachtrösser aus der Lektorenvereinigung Korea (LVK) werden sich vielleicht noch an sie erinnern: Sie hat in der Zeit zwischen 2002 und 2006 eine Handvoll Deutschlektoren für diese Arbeit interviewt. Auch tauchen einige in LVK-Kreisen bekannte Namen (Kohz, Menke, Rohs, Wollert) im Literaturverzeichnis und in den Fußnoten auf. In dieser Arbeit unternimmt die Autorin den Versuch, mit durch Interviews gewonnenen empirischen Daten unter Zuhilfenahme theoretischer Konzepte „die spezifischen kulturellen Unterschiede zwischen Korea und Deutschland herauszuarbeiten“ (14), die im weiteren Verlauf der Arbeit „Kulturstandards“ (ab 57) genannt werden. Diese Arbeit soll letztlich „einen Anstoß für einen interkulturellen Ansatz im Fremdsprachenunterricht in Korea geben“ (15). Dieser Anstoß gliedert sich in vier unterschiedliche Themenbereiche bzw. Teile: Im ersten Teil werden auf gut 35 Seiten theoretische Ansätze und Konzepte zum interkulturellen Lernen im Fremdsprachenunterricht und aus der Kulturstandardforschung diskutiert und definiert, die im weiteren Verlauf der Arbeit Verwendung finden. Neben „Kulturstandard“ sind dies vor allem die Begriffe „Kultur“, „Critical Incidents“ und „Stereotype“. Im zweiten Teil fasst die Autorin die koreanische Geschichte auf etwa vier Seiten äußerst knapp zusammen; manch einer würde sagen: zu knapp, um etwa Deutschlektoren in Korea eine grobe Übersicht zu bieten. So wird dort nicht erwähnt, dass es

Südkorea innerhalb einer Generation unter der Knute einer repressiven Militärdiktatur vom Entwicklungsland zu einer wirtschaftlichen Großmacht schaffte, was bis heute Ambivalenzen in der Bewertung dieser Zeit zur Folge hat, nicht zuletzt in Verbindung mit der Präsidentschaftskandidatur von Chung-hee Parks Tochter, Geun-hyae Park. Hier sollte sich ein Lektor einigermaßen auskennen, um nicht durch eine unbedachte Äußerung im Kurs direkt in den Fettnapf zu marschieren. Auch wäre es nicht falsch, die sinnstiftenden sportlichen Großereignisse der letzten Zeit zu erwähnen (Olympische Sommerspiele 1988 in Seoul, Fußballweltmeisterschaft 2002 in Korea und Japan), an die fast alle Koreaner heute noch mit Stolz und Freude zurückdenken. Auf dieser so verkürzten historischen Grundlage folgt auf ca. 30 Seiten eine kurze und prägnante Übersicht über die wichtigsten philosophisch-religiösen Lehren, die Korea im Lauf der Geschichte geformt haben: Schamanismus, Buddhismus, Taoismus, Konfuzianismus und Neokonfuzianismus. Dieser Teil stellt einen kleinen Höhepunkt des Buches dar, was einerseits zu begrüßen ist, denn eine bessere Einführung in diese Geistesrichtungen wird man anderswo schwerlich finden, noch dazu auf Deutsch. Eine grundsätzliche Kenntnis darüber ist jedem Menschen, der in Korea lebt, dringendst angeraten. Andererseits ist das zu bedauern, denn der Hauptteil und eigentliche Zweck der Arbeit, der letzte Themenbereich, fällt dieser Darstellung gegenüber etwas ab, er wirkt langatmig und gestreckt (er ist fast siebenmal so lang). Im dritten Teil werden auf gut 20 Seiten Methodik, Durchführung und Resultate der empirischen Datenerhebung beschrieben.

Die Daten beruhen auf narrativen Interviews, die mit in Korea lebenden Deutschen und in Deutschland lebenden KoreanerInnen durchgeführt wurden. Die jeweiligen Resultate werden übersichtlich in Tabellen dargestellt, was allerdings nicht verhindert, dass im entsprechenden Fließtext mehrere dieser Daten erneut erwähnt werden. Unglücklicherweise decken sich die Angaben in den Tabellen und im Text oft nicht; so waren die deutschen Probanden laut Text „zwischen 26 [Jahre alt; TKR] und Ende 50“, in der entsprechenden Tabelle sind dagegen zwischen 20 und 60 Jahren angegeben (114f.). Das ist hier und in den anderen Fällen zwar nicht gravierend, es ändert nichts am Endergebnis der Studie, sollte in einer Doktorarbeit oder in einem Fachbuch eines Wissenschaftsverlags aber eigentlich nicht vorkommen. Der letzte Bereich, der Hauptteil, behandelt schließlich auf fast 200 Seiten die Interpretation der gewonnenen Resultate und deren Folgen für eine Fremdsprachendidaktik. Dabei werden sämtliche der von den Interviewpartnern erwähnten interkulturellen Probleme und Unstimmigkeiten im Originalwortlaut zitiert, was gefühlt deutlich zu viele Textseiten beansprucht und bisweilen etwas kurios daher kommt – Kostprobe: „Dann eh ... es ist wieder was ganz Anderes eh ... was absolutely [sic] ... ist, ist die stereotype Frage der Koreaner ‚Wie alt sind Sie?‘ (...) Alter ist schrecklich eh ...“ (158) –, vom sachlichen Gehalt her aber interessante Aspekte beleuchtet. Die im Original koreanischen Interviews dagegen wurden sorgfältig in größtenteils sauberes Deutsch übersetzt. Die vierzehn verschiedenen Aspekte (Kulturstandards) sind mit abnehmender Häufigkeit ihrer Erwähnung bei den deutschen Interviewpartnern entsprechend behandelt und umfassen alle nur denkbaren Themen, angefangen von Beziehungs-/Gruppenorientierung und patriotischem Verhalten über Etikette und Seniorität bis hin zum Bildungsideal und der Diskussionskultur. Dabei werden jeweils die entsprechenden Interviewstellen mehrerer deutscher „Probanden“ zitiert,

meist zusammen mit den obligatorischen Anekdoten, und danach werden diese Aspekte aus der Sichtweise der koreanischen „Probanden“ kommentiert, was oft ähnliche Fremdheitserlebnisse der Koreaner in Deutschland offenbart. Zum Thema Hierarchieorientierung berichtet ein Koreaner beispielsweise von einem Erlebnis, das ihn regelrecht „schockiert“ hat: „[H]ier ist Aldi ein Ort, wo mittellose Menschen hingehen, und da kam ein Professor mit einer Alditüte in die Vorlesung, und daher war ich sehr erstaunt“ (160).

Die so umrissenen 14 Kulturstandards werden von der Autorin jeweils anschließend auf der Basis der im zweiten Teil skizzierten philosophisch-religiösen Lehren erklärt und analysiert, was zu faszinierenden Einblicken führt und selbst einem alten Hasen mit zehnjähriger DaF-Erfahrung in Korea neue Erkenntnisse bringt. Denn so dezidiert kann sonst kaum ein Koreaner einzelne Begriffe oder Normen der eigenen Kultur auf die jeweils relevante Geistesströmung zurückführen. Wenn es die Situation erlaubt, werden weitere Konzepte aus der Kulturforschung herangezogen, wie etwa die Dichotomien „low context“- vs. „high context“-Kulturen (150ff.) und Monochronie vs. Polychronie beim Menschen (247f.) des Kulturanthropologen Edward Hall. Wer sich selber einigermaßen in Korea auskennt, mag die eine oder andere Bewertung in den Analysen vielleicht anders sehen; im Großen und Ganzen sind die Analysen aber schlüssig und die Bewertungen nachvollziehbar. Eine Anmerkung sei aber gestattet zu einem Aspekt, den die meisten deutschen Interviewpartner erwähnten: Die koreanische Gewohnheit, „unser Haus“ (우리집; 130) etc. zu sagen. Die Autorin bezeichnet dies als „kommunitarisches Selbstverständnis“ (137) der Koreaner, und diese Ausdrücke „sollten nicht als reine Grammatikfehler bewertet werden!“ (294). Das mag so sein; indessen findet man diese Gewohnheit ganz ähnlich auch in manchen Regionen Deutschlands, nicht zuletzt in meiner eigenen Heimat, dem Hochsauer-

land, wo es im lokalen Slang üblich ist, „unser Haus“, „unser ältester Sohn“ usw. zu sagen; dieser Brauch geht auf den Ausdruck „use“ (deutsch ausgesprochen) des alten Sauerländer Platt zurück. Ich persönlich würde derartige Sprechgewohnheiten daher gar nicht als „Fehler“ bewerten, eher als mögliche dialektale Alternative tolerieren mit dem Hinweis, dass es im Lehrbuch anders steht.

An diese Analyse schließen sich didaktische Überlegungen an, wie sich diese Kulturstandards auf den DaF-Unterricht in Korea auswirken und nutzen lassen. Wer angesichts des Buchtitels hier den hauptsächlichsten Ertrag des Buches erwartet, wird leider enttäuscht. Nach allgemeinen Vorbemerkungen spielt die Autorin zu fünf der extrahierten Kulturstandards Übungen aus Anfängerlektionen der Lehrwerke „Themen 1 aktuell“, „Tangram 1 aktuell“ und „Schritte 1“ sowie selbst entwickelte Übungen exemplarisch durch und gibt Tipps zur Arbeit mit „kulturlogischen Verbindungen“ (317), die je nach Kultur mit unterschiedlichen Konjunktionen ausgedrückt werden können, sowie zum Themenfeld Autostereotype/Heterostereotype und zur Arbeit mit in einer Kultur verankerten Sprichwörtern. Diese Hinweise sind vom Ansatz her treffend ausgewählt und mögen für einen Neuling sicher hilfreich sein, aber um sie vollendet durchzuspielen wie angegeben, muss man sich mit den Lernenden über das Thema der Übung und den entsprechenden Kulturstandard reflektierend austauschen können, und das geht auf einem Anfängerniveau, wo kulturelle Missverständnisse sicher am häufigsten auftauchen, nur auf Koreanisch. Wer dazu nicht in der Lage ist (wie ich), muss wohl oder übel auf ein anderes bewährtes Mittel zurückgreifen, um den Lernenden beizubringen, in welchen Situationen zum Beispiel Duzen angebracht ist und wann man besser siezen sollte: üben, üben, üben ...

Die große Stärke des Buches ist sicherlich die Aufdröselung der verschiedenen ideologischen Stränge, die die koreanische Kultur durchziehen und ihr Bedeutung

verleihen. Allein dafür lohnt es sich für jeden Deutschlektor in Korea, das Buch zu lesen. Dazu geht man am besten zum Goethe-Institut in Seoul und sucht das Buch unter der Signatur 438.44 Hyu. Wem Seoul zu weit ist, sollte in einer anderen Bibliothek danach suchen oder versuchen, es per Fernleihe zu beziehen. Denn kaufen wollen wird das Buch sicherlich niemand: Es kostet unverschämte 98 € und weist dermaßen viele handwerkliche Fehler auf, dass man sich nur wundern kann, wie es zu diesem hohen Preis gekommen ist.

Wenn man die sehr gewöhnungsbedürftige Verwendung bzw. das Weglassen von Leerstellen hinter Interpunktionszeichen als (Druck-)Fehler, zumindest aber als Layoutsünden versteht, findet sich im Durchschnitt auf jeder Doppelseite mindestens ein Grund, warum das Buch haltlos übersteuert ist. Die vielen Literaturverweise sind beispielsweise meist mit Angabe der Seitenzahl garniert, wobei immer eine Leerstelle fehlt (Beispiel: „vgl. Wissinger 1984:230“, 85); dafür wurde bei „z.B.“ sowie „d.h.“ immer eine Leerstelle eingefügt, was sicher nicht verboten ist (so steht es im Duden), aber zu oft dazu führt, dass die beiden Buchstaben in jeweils verschiedenen Zeilen stehen (ich habe mir notiert: 44, 54, 58, 81, 95, 105, 127, 315; ganz ähnliche Fehler 96, 115). Das darf in einem professionell gestalteten Buch nicht vorkommen. Dieses und andere Phänomene (mindestens einmal kommt „d.h.“ ohne Leerstelle zwischen den Buchstaben vor, 317) lassen vermuten, dass die Arbeit original anders formatiert und gelayoutet war und zum Zwecke des Buchdrucks ins Din A5-Format umformatiert wurde, ohne dass die Fahne eine abschließende Layoutüberprüfung durchlaufen hätte. Wer 98 € für sein Buch verlangt, sollte aber in der Lage sein, ein professionelles Layout zu gestalten.

Doch es mangelt nicht nur daran. Sehr viel schwerer wiegt, dass das Buch vor handfesten Schreib- und Druckfehlern nur so strotzt. Es ist hier nicht möglich, sie alle aufzuzählen, geschweige denn zu zitieren.

Die „besten“ Beispiele: „Günther Grass“ (20), „kristallierten sich ...“ (101), „Redlichkeit“ (104), „Poltiker“ (147), „Positionisierung“ (185), „dann gibt,s“ (203), „matriachalisch“ (228, 230), „Kommunikationsmuster“ (267), „Beziehu“ (294), „Kojunktionen“, „Bedeutungseinheiten“ (317). Falsche Worttrennungen kommen mehrfach vor: „Se-[Absatz]onsaengnim“ (197), „mi-[Absatz]teinander“ (288), „wec-[Absatz]ken“ (300). Auf den Seiten 96 und 238 werden die Zahlen zweier Fußnoten nur durch eine Leerstelle getrennt hintereinander gesetzt, auf S. 239 fehlt auch noch die Leerstelle: „... um ihren Tod trauerte.<sup>123124</sup>“. Dafür fehlt auf S. 235 die hochgesetzte Zahl der Fußnote gleich ganz („<sup>119</sup> Im Gegensatz ...“) – ein editorisches Kunststück, so etwas kriege ich mit meinem Textverarbeitungsprogramm gar nicht hin. Auf S. 205 wird die Seoul-Nationaluniversität von der Autorin kurzerhand als „beste Uni. [sic] in Korea“ bezeichnet, was man in einem Text für deutsche Leser sicher weiter hätte formulieren können. Mein persönlicher „Favorit“ unter den Fehlleistungen ist aber die folgende Feststellung: „Nördlich der Demarkationslinie am 38. Breitengrad liegt nun das Demokratische [sic] Korea (Nordkorea), südlich davon die Republik Korea (Südkorea)“ (74) – kaum vorstellbar, dass einer Südkoreanerin ein solcher Fehler unterlaufen sein soll. Und schließlich der offensichtlichste Fehler, der wirklich jedem Korrekturleser auffallen muss: „Nur am Goethe-Institut wird der Unterricht prinzipiell auf. [neuer Absatz]“ (300). Kein Autor schreibt so einen Satz, kein Gutachter würde das durchgehen lassen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass das Buch schlicht schlampig verlegt wurde. Was rechtfertigt aus Verlagssicht diesen exorbitant hohen Preis? Auf eine Anfrage erklärte eine Verlagsvertreterin, dass sie als „Wissenschaftsverlag“ nur kleine Auflagen drucken, und da seien die Herstellungskosten für ein einzelnes Buchexemplar entsprechend hoch. Kann das der Grund sein? Standardmäßig druckt der Verlag 200

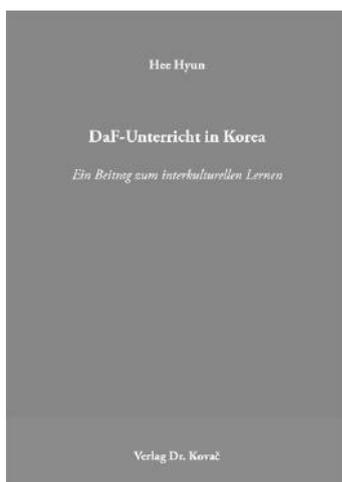
Exemplare einer Dissertation, davon erhält eine Autorin bzw. ein Autor 50 Exemplare frei Haus, von denen sie unter anderem Belegexemplare einreichen müssen. Bleiben dem Verlag also 150 Exemplare für den Verkauf, welche einen Erlös von bis zu 14.700 € einbringen. Bei meiner Anfrage bezüglich meiner eigenen (in Deutschland bisher unveröffentlichten) Dissertation setzte der Verlag einen Buchpreis von 95 € an; das würde immer noch auf mehr als 14.000 € hinauslaufen können. Laut Wikipedia hat der Verlag im Jahr 2011 rund 650 Titel herausgebracht. Bei einem Buchpreis von 95 € summierten sich die Einnahmen 2011 aus dem Buchverkauf also im Idealfall auf über neun Millionen €. Natürlich muss man da allerhand abziehen, kaum jemals wird eine ganze Auflage komplett verkauft, und der Buchhandel erhält einen Rabatt von 25% pro Exemplar. Aber die tatsächlichen Einnahmen dürften sich durchaus schon im siebenstelligen Bereich bewegen. Nun ist das (abzüglich Steuern) beinahe alles Reingewinn, von dem der Verlag lediglich Personal- und Betriebskosten bezahlen muss. Die ganze Investition, sprich die Herstellungskosten für die Bücher, haben nämlich die AutorInnen größtenteils selbst zu zahlen. Je nach Angebotsmodell zahlen AutorInnen mehr als 1.000 € (in meinem Fall: bis 1.050 €) für die eigene Buchauflage. Laut Selbstbewerbung ([www.verlagdrkovac.de](http://www.verlagdrkovac.de)) sollten die Publikationen zum größten Teil durch den Verlag und zum kleineren Teil durch AutorInnen finanziert werden. Dem muss ein seltsames Verständnis von Größenverhältnissen zugrunde liegen, ist es doch kein Problem, in der Medienstadt Hamburg, dem Sitz des Verlags, einen professionellen Buchdrucker bzw. Buchbinder zu finden, der eine äquivalente Auflage von 200 Exemplaren für unter 5 € pro Stück herstellen kann. Das heißt aber, mit der Gebühr, die eine Autorin bzw. ein Autor an den Verlag zahlt, ist die Herstellung der Auflage wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil abgedeckt. Die Herstellungs-

kosten rechtfertigen den hohen Preis also nicht.

Ein hoher Buchpreis weckt die Erwartung, dass der Verlag ein Minimum an Energie in das Lektorat seiner Bücher investiert, selbst wenn grob gerechnet zwei bis drei Bücher pro Arbeitstag publiziert werden. Ein Buch wie das vorliegende, das vor Layoutsünden und haarsträubenden Schreibfehlern nur so strotzt, macht einen denkbar schlechten Eindruck und bringt das ganze Unternehmen in Verruf. Ganz offensichtlich ist das vorliegende Buch nicht zum Lesen publiziert worden, sondern, um es zu verkaufen. Die Käufer des sogenannten „Wissenschaftsverlags“ sind dementsprechend nicht die Leser, sondern Bibliotheken, die oft keine andere Wahl

haben, als diese teuren Bücher zu bestellen. Am Ende zahlen also alles die Steuerzahler. Ob man solch ein Geschäftsmodell unterstützen will, muss sich jeder selbst beantworten.

Dennoch ist *DaF-Unterricht in Korea* ein Buch, das allen Deutschlektoren in Korea wärmstens empfohlen werden kann. Auch wenn man am Ende vielleicht nicht viel praktischen Nutzen für den eigenen DaF-Unterricht daraus ableiten kann, helfen die Analysen doch sehr, das eigene Verständnis zu erweitern und die eine oder andere Kulturstandard-Klippe sicher zu umkurven. Als Buchveröffentlichung ist die Schrift aber ein publizistischer Reinfluss. Schade um die schöne Doktorarbeit. Sie hätte etwas Besseres verdient gehabt.



Hee Hyun, *DaF-Unterricht in Korea. Ein Beitrag zum interkulturellen Lernen*  
Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2010 (zugl. Diss. Universität Hamburg 2009), 364 S., 98 €  
ISBN 978-3-8300-5303-3

## Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbands in Bozen / Südtirol



Die XV. IDT in Bozen ist der Ort, an dem sich im Sommer 2013 Lehrende, Forschende und Studierende aus der ganzen Welt über den aktuellen Stand des Faches DEUTSCH samt seiner Perspektiven informieren und austauschen können. Wir laden Sie ein, an der Tagung **vom 29. Juli bis 3. August 2013** teilzunehmen und zu diesem persönlichen, fachlichen und interkulturellen Gedankenaustausch beizutragen.

Das Fach **DEUTSCH** hat in den letzten Jahren eine wichtige neue Dimension hinzugewonnen. Zusätzlich zum Unterricht in Deutsch als Fremdsprache hat die Didaktik des Deutschen sich auch der speziellen Anliegen von Deutsch als Zweitsprache anzunehmen, so dass eine gemeinsame Plattform für die drei Spielarten des Deutschunterrichts als DaF, DaZ und DaM, also auch Deutsch als Muttersprache, notwendig wird. Diese Sicht auf unser Fach, die Peter Bichsels berühmte Rede "Es gibt nur eine Sprache" in Erinnerung ruft, wird eine nachhaltige Bereicherung auch für die spezifischen Fragestellungen von DaF in der ganzen Welt mit sich bringen.

**SÜDTIROL** mit einem Sonderstatut, das der deutschen Sprache den Rang einer von der Verfassung geschützten Minderheitensprache einräumt, hat sich zu einem Experimentierfeld entwickelt, wo alte und neue Herausforderungen des Deutschunterrichts zusammentreffen und sich in den unterschiedlichen Kontexten der deutschen, der ladinischen und der italienischen Schule konkretisieren.

Die Tagung will Impulse geben und dazu beitragen, dass die großen Herausforderungen der sprachlichen und kulturellen **HETEROGENITÄT** unserer modernen Migrationsgesellschaft mit Verantwortungsbewusstsein, Sachkenntnis und Freude am Beruf angenommen werden können.

Die 50 Sektionen auf der IDT in Bozen bilden das Kernstück der aktiven Arbeit. Sie sind in 8 Themenfelder gegliedert und der zentrale Ort für die fachwissenschaftliche und unterrichtspraktische Diskussion, sowie für den Wissens- und Meinungsaustausch im Fach Deutsch als Fremd-, Zweit- und Muttersprache.

Eine Anmeldung für Vorträge ist noch bis zum 30. Dezember möglich.  
Informationen und weiteres: <http://www.idt-2013.it/>



Lektorentreffen und Seminar  
1. Dezember 2012  
Sungshin Frauen-Universität Seoul

## „Heimat im DaF-Unterricht“

mit Unterstützung des

**DAAD**

Deutscher Akademischer Austausch Dienst  
German Academic Exchange Service

### Programm

- 10.30 Michael Menke (Incheon-Universität): Rückblick und Planung der LVK-Aktivitäten (Rechenschafts- und Finanzbericht)
- 11.00 Marcus Stein (Chungang-Universität Seoul)/ Michael Menke: „Heimat“ im DaF-Unterricht, Vorstellung von zwei Kurzfilmen koreanischer Studenten
- 12.00 – 13.30 Mittagspause
- 13.20 Grußworte
- 13.30 Tina Stubenrauch (Universität Melbourne): Regionalkrimis als Schlüssel zum deutschen Heimatbegriff
- 14.15 Dr. Reinhold Rauh (Chosun-Universität Gwangju): Der Heimatfilm von Carl Froelich bis Edgar Reitz
- 15.00 Kaffeepause
- 15.30 Sandra Linn (Dangook-Universität, Anyang): Nicht-Orte
- 16.00 Michael Menke: „Heimatessen“ in DaF-Lehrwerken
- 16.30 Diskussion über „Heimat“
- 17.00 Prof. Dr. W. Günther Rohr (Chungang-Universität Seoul): Literarische Ecke (je nach Resonanz kürzer oder länger)
- 17.30 Ende; geplant ist danach der Besuch des Europäischen Weihnachtsmarktes in Songbuk-dong

---

Am Vorabend (Freitag, 30. November) werden sich KollegInnen aus Japan (Stefan Buchenberger), Taiwan (Stefanie Eschenlohr) und Süd-Korea (Michael Menke, Günther Rohr) treffen und Situationsberichte austauschen, um über Perspektiven und die Schaffung eines „ostasiatischen Netzwerks“ zu beraten. Über Ergebnisse dieser Beratung werden wir auf dem Lektorentreffen informieren.

## Autorenhinweise

**Friedhelm Bertulies:** Seit 1997 freier Lektor an der Daegu-Universität, Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie in Göttingen, Tübingen und Heidelberg, in Montpellier und Paris, Halifax und Kingston/Ontario. Interessen: Literatur und Philosophie, Kulturen, Erzähltheorie, Übersetzung, Biographien, Kriminalromane.

**Iris Brose:** Studium der Theologie und Psychologie in Berlin, Dipl.Psych. Lektorin an der Hongik Universität Seoul. Im Bereich DaF interessiert an Deutsch als zweite Fremdsprache, Lehrmaterialentwicklung, Blended Learning und Film im DaF Unterricht. Forschungsinteresse Interkulturelle Psychologie und Schamanismus in Korea.

**Josefin Güldner:** Bachelor of Arts in Internationaler Kommunikation und Übersetzen an der Universität Hildesheim. Derzeit Master-Studentin der Transnationalen Literaturwissenschaft: Literatur, Theater, Film an der Universität Bremen. Ehemals Praktikantin am DAAD-Lektorat an der University of Melbourne.

**Frank Kostrzewa, Dr.:** Von 1993-1997 als DAAD-Lektor an der Keimyung Universität in Daegu/Korea, danach DAAD-Lektor in Budapest und wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Rostock und Köln. Seit 2007 als Professor für Linguistik und Sprachdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, Institut für deutsche Sprache und Literatur, tätig.

**Thomas Kuklinski-Rhee, Ph.D.:** Visiting professor an der Duksung Women's University sowie Deutschlektor an der Daewon Fremdsprachenoberschule und lecturer for sports history an der Korea National Sport University. Seine Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und Philosophie des Sports, speziell der ostasiatischen Kampfkünste, sowie Theorie und Praxis von Unterrichtstechniken.

**Kwang-Sook Lie, Prof. Dr.:** Professorin an der Seoul National Universität, College of Education, German Department

**Sandra Linn:** Studium der Phonetik und Kommunikationswissenschaften in Bonn. Wegen ihrer freiberuflichen Tätigkeiten wurde sie 2009 zu einem Kurzaufenthalt an der Seoul National University eingeladen, um dort eine Theatergruppe anzuleiten. 2011 DAAD-Sprachassistentin an der Yonsei-Universität, und nun an der Dankook-Universität beschäftigt. Dazwischen im Sprachlernzentrum der Universität Bonn zuständig für die Ausrichtung von integrativen DaF-Seminaren für Stipendiaten. In Ihrer Magisterarbeit beschäftigte sie sich mit Stimmqualitäten in der Filmsynchronisation.

**Michael Menke:** University of Incheon, Studium der Germanistik, Publizistik und Musikwissenschaften in Göttingen, Berlin und Wien. Bis 1991 Journalist. Arbeits- und Interessensgebiet: Gegenwartsmusik, Verhältnis Musik und Sprache.

**Michael Paulus:** derzeit Professor am Department of German Language and Literature an der Sungkyungwan University. Er ist auch stellvertretender Generalsekretär des Alumninetzwerkes ADeKo. Zuvor war er Direktor des DAAD Informationszentrums in Seoul, in Verbindung mit einer Lehrtätigkeit an der Yonsei University (2007-2012). Von 2002 bis 2007 fungierte er als Direktor des DAAD Informationszentrums in Hong Kong & Macau und unterrichtete dort im European Studies Programme des Department of Government an der Baptist University. Von 1999 bis 2002 leitete er das Kulturprogramm am Deutschen Haus at NYU an der New York University.

Seine Forschungsinteressen sind Deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts, DaF, Bildungssysteme und Europapolitik. Michael Paulus studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Bielefeld, FU Berlin und New York University.

**Reinhold Rauh, Dr.:** Promotion über „Sprache im Film. Die Kombination von Wort und Bild im Spielfilm“. Mehrere Bücher (bei Heyne, Prestel, MakS) und zahlreiche Artikel und Aufsätze (u.a. in merz, Sprache im technischen Zeitalter, Die Zeit, Süddeutsche Zeitung) zu Filmtheorie und Filmgeschichte; Hörspiel und Theaterstück. Festanstellungen bzw. Mitarbeit bei ZDF-Fernsehforschung, Institut Jugend Film Fernsehen, dtcp (Alexander Kluge), Heyne-Filmbibliothek und Bayerisches Fernsehen. Seit 1996 an der Chosun-Universität Gwangju.

**Nils Reschke, Dr.:** DAAD-Lektor an der Pusan National University. Studium der Germanistik und Psychologie. Promotion in Bonn in Neuerer Deutscher Literaturwissenschaft. Freiberufliche Nebentätigkeit als Trainer und Berater für den wissenschaftlichen Nachwuchs.

**W. Günther Rohr, Prof. Dr.:** Lektor an der Chungang-Universität in Seoul, DAAD-Verbindungslektor für Korea, apl. Professor an der Universität Koblenz-Landau, promovierter und habilitierter Germanist mit dem Spezialgebiet „Deutsche Literatur und Sprache des Mittelalters.“

**Dirk Schlottmann, Dr.:** seit 2010 Guest Professor an der Korea National University of Education, 2008-2010 Teaching Professor an der Konkuk University (Chungju), Studium der Ethnologie, afrikanischen Philologie und Germanistik an der Johannes Gutenberg Universität-Mainz (MA), Promotion an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt im Bereich historische Ethnologie; weitere Arbeitsschwerpunkte: visuelle Anthropologie, Spiritualität in Asien, Einsatz neuer Medien im DaF-Unterricht. Kontakt: [www.photoanthropos.com](http://www.photoanthropos.com)

**Christoph Seifener, Dr.:** Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Geschichte an der Universität Siegen. Promotion an der Uni Kassel 2003. 2005-2007 Lektor an der Universität Nizza. 2007-2012 DAAD-Lektor an der Seoul National University. Seit August 2012 Assistant Professor an der Korea University.

**Marcus Stein:** Studium der allgemeinen Linguistik, Soziologie, DaF und Philosophie in Bielefeld. Tätig an der Chungang-Universität in Seoul. Forschungsgebiete: Didaktik und Methodik des DaF-Unterrichts, insbesondere Lehrmaterialentwicklung, psycholinguistische Grundlagen des Fremdspracherwerbs, Gesprächsanalyse, Phonetik/Phonologie, Kulturanthropologie, Ethnographie.

**Tina Stubenrauch:** Studium der Amerikanistik und Germanistik (Schwerpunkt DaF) in Regensburg, Seoul (Korea University) und Oregon. Lehrtätigkeiten an Universitäten Regensburg und Oregon, sowie am Goethe-Institut Seoul. Seit 2010 DAAD-Lektorin an der University of Melbourne, Australien.

**Simon Wagenschütz:** 2005 Studium an der Ruhr-Universität Bochum mit einem Magister in Neuerer deutsche Literaturwissenschaft abgeschlossen. Im gleichen Jahr nach Bangkok gegangen, wo er bis 2008 an der Ramkhamhaeng University als Ortslektor gearbeitet hat. Seit 2009 in Südkorea. Zur Zeit an der Korea Universität in Seoul tätig.

**Andreas Wistoff, Dr.:** Germanist, Biologe, Pädagoge (Uni Bonn). Von 1991 bis 2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Schiller-Nationalausgabe, von 2002 bis 2005 Prüfer an der Akademischen Prüfstelle Deutsche Botschaft Peking, von 2005 bis 2012 DAAD-Lektor zbV Peking, seitdem Lehrkraft für fächerübergreifende Aufgaben Deutsch an der Deutschen Botschaftsschule Peking.

# Kontakte

## **Informations- und Beratungszentrum des DAAD in Seoul**

Christoph Pollmann  
Tel (02) 324-0655  
Fax (02) 02-324-0675  
ic.seoul@gmail.com  
www.daad.or.kr

## **Goethe-Institut Seoul**

Eberhard Weller, Leiter der Spracharbeit  
ls@seoul.goethe.org  
Tel. (02) 754-9831/2/3  
Fax (02) 754-9834  
www.goethe.de/ins/kr/seo/deindex.htm

## **Deutsche Botschaft Seoul**

www.seoul.diplo.de/  
Michael Ahrens  
Leiter der Kultur- und Wissenschaftsabteilung  
Tel. (02) 748-4117  
Fax (02) 748-4171  
ku-1@seou.diplo.de  
Sophie Böhm-Topchyan  
Kulturabteilung  
Tel. (02) 748-4114  
direkt: Tel. (02) 748-4128  
Fax (02) 748-4161  
ku-10@seou.diplo.de

## **Schweizer Botschaft Seoul**

Raoul Imbach, Kulturabteilung  
Tel. (02) 3704-4725  
Fax 737-9392  
Raoul.Imbach@EDA.admin.ch  
http://www.eda.admin.ch/seoul

## **Österreichische Botschaft Seoul**

Erik Müller, Ressort Kultur  
erik.mueller@bmeia.gv.at  
Tel. (02) 732-9071  
Fax (02) 732-9486  
www.austria.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Deutsch als Fremdsprache (KGDaF)**

Prof. Dr. Gyung-Jae Jun, Präsident  
Tel. (02) 2220-0762  
gjjun@hanyang.ac.kr  
http://daf.german.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft (KGD)**

Dr. Yang Taezong, Geschäftsführer  
Tel. (051) 200-7097  
tzyang@daunet.donga.ac.kr

## **Koreanische Gesellschaft für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur**

Dr. Kim, Su-Im  
Tel. (062) 530-3181  
http://du.german.or.kr/

## **Koreanische Gesellschaft für Germanistik (KGG)**

Prof. Dr. Hallan Kim, Präsidentin  
Tel: (02) 920-7085  
hallank@sungshin.ac.kr  
http://kgg.german.or.kr

## **Koreanischer Deutschlehrer-Verband**

Kim, Yong-Shik  
Tel. 010 3747 8081  
kontakt@dreamwiz.com  
www.kdv.or.kr

## **DAAD Büro Tokio**

Dr. Wieland Eins  
Akasaka 7-5-56, Minato-ku  
Tokyo 107-0052  
Tel. +81 (3) 3582-5962  
Fax +81 (3) 3582-5554  
E-Mail: lekt@daadjp.com  
www.tokyo.daad.de

## **DAAD Bonn**

Elke Hanusch  
Fachliche Lektorenbetreuung/332  
Kennedyallee 50, 53175 Bonn  
Tel.: +49 228 882 836  
Mail: hanusch@daad.de  
www.daad.de/ortslektoren

# Impressum

*Herausgeber:* **Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V.)**  
Postanschrift: Dr. Reinhold Arnoldi / Prinzregentenstr. 7 / D-10717 Berlin und  
**Lektoren-Vereinigung Korea (LVK)**  
Postanschrift: C.P.O. Box 5447, 100-654 Seoul, Republik Korea.  
Mail: lektorenvereinigung@yahoo.com

Vorstand FALK:

*Dr. Reinhold Arnoldi* (Geschäftsführer)

chrisarnoldi@hotmail.com

*Christina Youn-Arnoldi*

(stellvertr. Geschäftsführerin)

chrisarnoldi@hotmail.com

Vorstand LVK:

*Michael Menke* (Geschäftsführer)

mmenke@hotmail.com

*Dr. Nils Reschke*

nilsreschke@t-online.de

*Prof. Dr. W. Günther Rohr*

wgrohr@uni-koblenz.de

*Markus Stein*

steinemd@cau.ac.kr

*Homepage:* Hans-Alexander Kneider, <http://www.lvk-info.org>  
*Redaktion:* Michael Menke, Nils Reschke, W. Günther Rohr (Literarische Ecke), Marcus Stein.  
*Layout, Titelbild, Anzeigen:* Michael Menke

*Bankverbindung Korea:* Kookmin Bank, Kto. 795-21-0072-726 (Michael Menke)  
*Bankverbindung Deutschland:* Deutsche Bank 24 (BLZ 100 700 24), Kto.4108106 (Michael Menke)

*Auflage:* 750

Die DaF-Szene Korea wird in Berlin und Seoul herausgegeben vom Freundes- und Arbeitskreis der Lektoren-Vereinigung Korea (FALK e.V.) und der Lektoren-Vereinigung Korea (LVK). Sie erscheint zweimal jährlich im Mai und im November. Sprache der Aufsätze ist i.d.R. Deutsch. Die DaF-Szene Korea bringt Themenhefte zum deutsch-koreanischen Kulturaustausch und zum Unterricht für Deutsch als Fremdsprache, in denen die Unterrichtsbedingungen in der ostasiatischen Region besonders berücksichtigt werden. Das Magazin bedient die Rubriken Unterrichtsentwürfe, Forum, Rezensionen und Konferenzberichte. Kulturfeuilletons und Berichte sollen Lebens-, Arbeits- und Vertragsbedingungen transparent machen, die für neue Lektoren in Korea relevant sind.

Auch wissenschaftliche Beiträge sind willkommen, dabei werden aber essayistische Arbeiten bevorzugt. Neue Entwicklungen im Bereich der Literatur-, Sprach- und Kulturwissenschaft werden in Hinblick auf ihre Bedeutung für die Germanistik in Ostasien diskutiert. Die DaF-Szene Korea fördert insbesondere die wissenschaftlichen Diskussionen zwischen den Mitgliedern von LVK und FALK, steht aber allen Interessierten als Plattform zur Verfügung.

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 15. April 2013. Bitte senden Sie Ihren Text als *attachment* per e-mail oder auf einer Diskette an unsere Postfachadresse. **Formatieren** Sie den Text bitte **nicht** und nehmen Sie auch keine Silbentrennung vor! Die Datei sollte eine *.rft*-Datei (MS Office) sein. Beachten Sie bitte die Regeln der neuen Rechtschreibung.

Wir danken dem **DAAD** und den **Anzeigenkunden** für die finanzielle Unterstützung dieser Ausgabe!

ISSN 1860-4463



Die 13 **Goethe-Institute in Deutschland** sind Marktführer in Deutsch als Fremdsprache. Das umfassende Angebot an Deutschkursen, Fortbildungsseminaren und weltweit anerkannten Prüfungen für alle Ziel-, Alters- und Berufsgruppen versteht sich als komplementär zu den Angeboten der Goethe-Institute weltweit. Es werden ganzjährig Deutschkurse und Prüfungen

auf allen Niveaustufen des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens angeboten. Für Privat- und Geschäftskunden werden maßgeschneiderte Kleingruppen- und Individualkurse konzipiert. Hinzu kommen themenspezifische Spezialkurse mit berufssprachlichem Fokus (Deutsch für Juristen, Deutsch für Mediziner) sowie Deutschkurse für Lehrer. Für Kinder und Jugendliche aus aller Welt zwischen 9 und 21 Jahren werden in ausgewählten Internaten Deutschkurse in Kombination mit einem spannenden Freizeitprogramm angeboten. Darüber hinaus gibt es Schulklassenkurse. Das Deutschkursangebot in allen Sprachkursen wird begleitet von einem reichhaltigen Kulturprogramm (Exkursionen, Kulturveranstaltungen, Sport). An allen Standorten steht den Kursteilnehmern die institutseigene moderne Mediothek (Bibliothek, Mediathek, Selbstlernzentrum) zur Verfügung. Auf Wunsch werden den Kursteilnehmern Unterkünfte vermittelt.

Zu den wichtigsten Zielgruppen der Goethe-Institute in Deutschland zählen weltweit

- Studierende, die Deutsch für ihr Studium im Heimatland benötigen oder die sich auf ein Studium in Deutschland vorbereiten,
- Deutschlehrer,
- Mehrsprachigkeitsmotivierte: Lerner, die die Fremdsprache Deutsch als wichtiges berufliches oder privates Asset begreifen
- Deutschland- und Kulturinteressierte: Lernergruppen, die aus kulturellen Interessen die Sprache und das Land intensiver kennenlernen wollen,
- Firmenangehörige, die vorübergehend in Deutschland arbeiten und die die deutsche Sprache aus beruflichen Gründen lernen bzw. auffrischen wollen.
- Kinder und Jugendliche als Teilnehmer an Schulklassenkursen sowie an den Jugend- und Kinderkursen in den Sommermonaten.

Im Jahre 2009 nahmen an den 13 Goethe-Instituten in Deutschland knapp 25.000 Teilnehmer an rund 4.000 Deutschkursen teil.

An Hauptgründen, warum sich Deutschlerner für die Goethe-Institute in Deutschland entscheiden, nennt die Mehrheit der Kursteilnehmer:

- Hohe Qualität des Unterrichts
- Exzellenter Ruf des Goethe-Instituts
- Große Auswahl an Kursorten
- Interessantes und betreutes Kultur- und Freizeitprogramm
- Möglichkeit, zum Deutschkurs auch eine Unterkunft zu buchen

Folgende Charakteristika runden das Bild ab:

- Eigene Curricula, die sich an den Niveaustufen des *Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens* orientieren
- Das modular aufgebaute Kurssystem, welches einen nahtlosen Wechsel zwischen verschiedenen Goethe-Standorten im In- und Ausland ermöglicht
- Die qualifizierte und individuelle Einstufung zu Beginn des Kurses, die kursbegleitende individualisierte Lernbegleitung und Lernberatung durch die pädagogische Leitung
- Die fundierte Landeskunde als integraler Bestandteil des Unterrichts

Die Goethe-Institute in Deutschland sind auf jedes Lernerniveau eingestellt und erfüllen individuelle Wünsche mit maßgeschneiderten Angeboten. Die Kursteilnehmer entscheiden, wie lange Sie Deutsch lernen wollen. Die Kurse sind modular aufgebaut und können jederzeit an einem anderen Goethe-Institut in Deutschland oder an einem Goethe-Institut im Ausland fortgesetzt werden. Die Kursteilnehmer werden zielgerecht auf weltweit anerkannte Prüfungen vorbereitet und können diese auch am Goethe-Institut ablegen.

Die Goethe-Institute in Deutschland vermitteln ein aktuelles Bild der deutschen Politik, Gesellschaft und Kultur und bieten neben dem Sprachkurs viele Extras (Kultur- und Freizeitprogramm, Mediothek) an. Sie beraten und betreuen in vielen Alltagsfragen. Sie bleiben auch nach dem Deutschkurs mit ihren ehemaligen Teilnehmern in Kontakt.